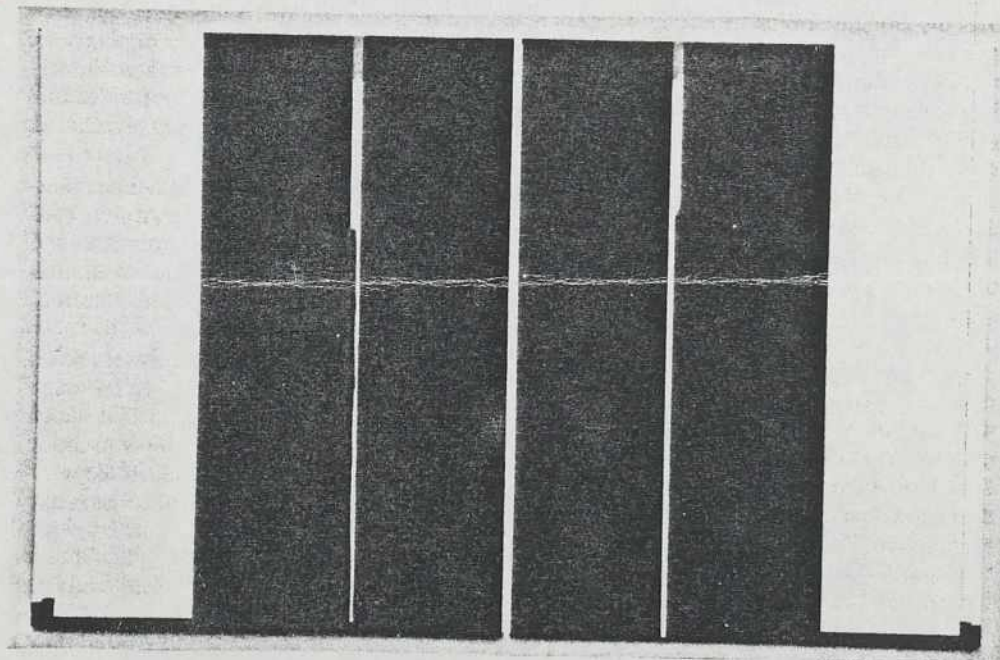


Farbe gestaltet die Form — Der Maler Egon Eppich

Von Joh. Adam Stupp

Werke der Kunst sollen für sich selbst sprechen, und sie können auch für sich sprechen. Gerade im Falle des Malers, Graphikers und Bildhauers Egon Eppich vermag es der Blick auf die geistigen Voraussetzungen seines Schaffens jedoch, dem Betrachter einen Schlüssel zu ihrem Verständnis an die Hand zu geben und ihm den Zugang zu erleichtern.

»Topographien des Bewußtseins« hat diese Bilder Heinz Neidel genannt, der das Institut für moderne Kunst in Nürnberg leitet und die Werkübersicht Egon Eppich, erschienen 1975, redigierte. In der Tat spielt das Raumerlebnis, das von der Tiefendimension der Farben, gebunden an ihre Wechselwirkung zueinander, getragen wird, in Eppichs Bildern und Farbgraphiken eine konstitutive Rolle. Das vom Konstruktivismus ausgehende ausdrucksstarke Formvokabular des Künstlers definiert sich von der Farbe her als bildhafte Gestaltung seines künstlerischen Wollens.

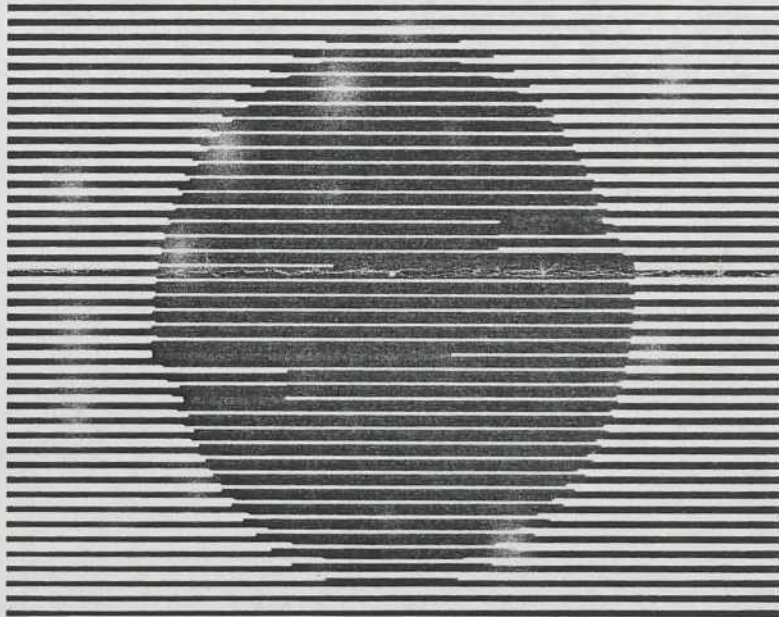


Sechs vertikale Felder (Rot auf Weiß mit Gelb und Blau), 1980, Acryl auf Leinwand

Die den optisch wahrgenommenen Prospekt der Realität, die dem erkennenden Subjekt räumlich sichtbar entgegentritt, nachahmende, wie man sagt, naturgetreu abbildende Darstellung ist für Eppich keine künstlerische Aufgabe. Er bemüht sich zu erkennen, was hinter dem subjektiv wahrgenommenen Bereich steht, durch Kritik der eigenen Empfindungen und Erfahrungen, durch Reflexion, durch Meditation, Selbsterkenntnis und Erkenntnis der Zusammenhänge. Sein bildhaftes Denken führt den Künstler zu einer vom Dinglichen gelösten Bildvorstellung, für die äußere Natur und Landschaft allenfalls noch Anlässe bleiben, für die je-

doch Gesetzmäßigkeiten, Größenverhältnisse, innere Gliederung, Gefüge, Aufbau und Zusammensetzung sowohl hinsichtlich der Form als gleichwertig auch der Farbe entscheidend sind. Auf die besondere Bedeutung der Farbe schlechthin sowie die der Farben zueinander unter Berücksichtigung ihrer Lichtwertigkeit, Nuancierung, Konstellation und Proportionen im Hinblick auf ihre räumlich imaginative Wirkung haben wir aufmerksam gemacht.

In der Auseinandersetzung mit dem so gegebenen Spannungsverhältnis von Farbe und Form erschafft Eppich seine syntaktisch aufgebauten Bilder, in denen jedes Glied seinen Wert erst durch die Fügung bekommt. Bei seinen durch Streifensysteme vorwiegend in der Horizontalen charakterisierten Arbeiten geht es ihm, wie er einmal sagte, insbesondere um die Kontrolle von Raumpositionen im Verhältnis zum Ganzen. Mit dieser Problemstellung lag es nahe, dann noch den Schritt zur Plastik zu vollziehen, zur vertikal gerichteten Säule. Weitere Versuche führten ihn dazu, Plastik zu konzeptionalisieren und im Architekturbereich gezielt einzusetzen.



Schwarze Scheibe, 1969, Litho von zwei Platten

Die Umsetzung aus dem rational kontrollierten Erlebnisbereich über das unmittelbare Sehen einer subjektiv erschaffenen 'objektiven' Sphäre in den Bereich der bewusst formulierten und konstruierten künstlerischen Aussage kann letzten Endes nur unzugänglich verbalisiert werden. Wenden wir uns nunmehr dem Versuch zu, den Weg des Künstlers nachzuzeichnen und einige Stationen seines Werdegangs anzugeben.

Geboren 1927 in Gottschee entstammt Egon Eppich jener in den Stürmen des zweiten Weltkriegs untergegangenen alten deutschen Siedlung im Waldgebiet des Karstlandes nördlich der Adria, deren Bewohner seit jeher eine auffallende Begabung für kunsthandwerkliche Arbeiten besaßen. Nach Kriegsdienst in der Wehrmacht und Gefangenschaft konnte er 1947 in Nürn-

Welch ein effektives und völlig inandereinanderes Denken!

berg die Ausbildung zum Lithographen abschließen und dort sodann das Studium an der Akademie der bildenden Künste aufnehmen. Die Notwendigkeit, als Werkstudent den Lebensunterhalt sicherzustellen, zwang ihn mehrfach zu Unterbrechungen. Zuletzt Meisterschüler bei Professor Hermann Wilhelm schloß Eppich 1955 sein Studium ordnungsgemäß ab und ist seither freischaffender Maler. 1957 erhielt er den Förderungspreis der Stadt Nürnberg.

Eppich hat inzwischen zahlreiche Einzelausstellungen durchgeführt und Gruppenausstellungen beschickt, so mehrfach die Große Kunstausstellung München im Haus der Kunst. Auch unternahm er weite Reisen in andere Kontinente. 1973 leitete er ein Serigraphie-Seminar am Goethe-Institut in Salvador, Bahia, in Brasilien. 1974/75 wirkte er in Canada. Dort entstanden in Vancouver in Zusammenarbeit mit dem Architekten Arthur C. Erickson erste raumplastische Skulpturgruppen. Über diese kann man sich, wie insgesamt über seine Arbeiten zwischen 1965 und 1975, in der genannten umfangreichen und reich bebilderten Werkübersicht informieren. Es gibt auch einen Film über Eppichs Kunstschaffen.

Seither sind neue Entwicklungen gewachsen, liegt ein umfangreiches, differenziertes Werk vor, das jedoch im Zusammenhang zweifellos als konsequente Fortführung des vorausgegangenen Oeuvres anzusehen ist. Dies bestätigt die Gültigkeit einer Feststellung, die Professor Ernst Weil einmal treffend so formuliert hat: »Zusammenhanglose Kritik des Einzelwerkes und Verständnislosigkeit würden sich sofort einstellen, wenn die Kontinuität im inneren Aufbau der Arbeiten nicht gegeben wäre. Erst die durchgehende geistige Ausrichtung, die an den formalen Zusammenhängen sichtbar wird, macht es möglich, daß sich, wie im Falle von Egon Eppich, das einzelne Frühwerk als Glied einer Kette zu erkennen gibt. Nur Bilder, die Anschluß gefunden haben, können sich aus den Fesseln der Vergangenheit lösen und Aufschluß geben über die Auseinandersetzung in einer verflossenen Zeit.«

Diese Feststellung sagt auch etwas aus über den Menschen, der hinter einem so konsequent fortgeführten Werk steht. Egon Eppich ist, bei aller Verbindlichkeit und seiner stets ansprechbaren Bereitschaft zu helfen, wo es nur geht, ein ernster Mann, der sich nicht leicht aufschließt und, obwohl er an sich wie nur wenige Künstler über seine Arbeit zu sprechen vermag, dies niemandem aufzwingt. Es steht ihm fern, sich nach vorne zu drängen, gerade, weil er sich seines Wertes wohl bewußt unbestechlich streng in seinen Auffassungen und Anforderungen bleibt.

Eppich ist heimisch geworden im mittelfränkischen Städtedreieck Nürnberg - Fürth - Erlangen. Nachdem er Jahre in Zirndorf gewohnt hat, lebt er neuerdings mit seiner Familie in Fürth. Als Maler, Graphiker und Raumplastiker genießt er hier großes Ansehen und kann respektable Aufträge von Firmen, Banken und privater Seite verzeichnen. Ich hoffe, daß es mir weiterhin vergönnt sein wird, den Weg dieses wichtigen Künstlers in unserer Zeit durch die Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten aus der Nähe mitzuverfolgen.

Die einzige kulturpolitische und schöngeistige Zeitschrift in Westdeutschland, die den Südostdeutschen dient, sind die

Südostdeutschen Vierteljahresblätter

des Südostdeutschen Kulturwerkes in München.

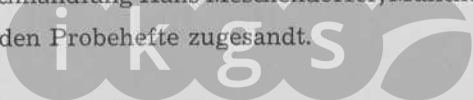
Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

In ihnen allein werden die für die Donauschwaben, die Siebenbürger Sachsen und die Buchenlanddeutschen wichtigen Lebensfragen fortlaufend auf dem hohen Niveau der führenden binnendeutschen Kulturzeitschriften behandelt. Darum sollte jeder Südostdeutsche, der geistig rege ist, der eine in die Tiefe dringende Aufklärung sucht und Kunst und Dichtung liebt, die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ beziehen und lesen.

Die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ beschäftigen sich nicht nur mit den für Südostdeutsche wesentlichen Angelegenheiten, mit den Geschehnissen in der alten Heimat und mit deren Völkern, mit dem Dasein der Südostdeutschen in Westeuropa und mit den Problemen des ganzen deutschen Volkes, sie treten auch ein für das vernünftige Zusammenleben der Nationen und für die abendländischen Werte; sie sind ein Sprachrohr südostdeutscher Eigenart und aufmerksame Beobachter und Förderer der kulturellen Arbeit aller Deutschen, die aus den Ländern um die östliche Donau und die Karpaten stammen.

Jährlich erscheinen vier umfangreiche Hefte mit Aufsätzen, Erzählungen, Gedichten, Bildbeilagen, Buchbesprechungen, Glossen, kritischen Betrachtungen zu aktuellen Ereignissen und einer Rundschau auf die bemerkenswertesten Vorgänge, die auch chronistisch aufgezählt werden.

Der Jahresbezugspreis beträgt nur DM 12.— + Porto. Bestellungen sind zu richten an die Buchhandlung Hans Meschendörfer, München 33, Postfach 644. Auf Wunsch werden Probehefte zugesandt.



Im Frühjahr 1964

Lieber Landsmann!

Wir hatten in der Heimat eine stattliche Anzahl fortlaufend erscheinender Veröffentlichungen: Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, Kalender und Jahrbücher. Davon waren einige Kulturzeitschriften von Rang.

In Westdeutschland steht uns lediglich eine Kulturzeitschrift gemeinsam zur Verfügung: die „*Südostdeutschen Vierteljahresblätter*“.

In der Heimat war es für jeden selbstverständlich, Kirche und Volkstum, überdies noch besondere Vorhaben mit reichlichen Spenden zu unterstützen, die tausendmal jene paar Pfennige aufwiegen, mit denen wir hierzulande oder in Österreich unsere landsmannschaftliche Gemeinschaft fördern. Es gab keinen gebildeten Landsmann, der nicht etliche unserer Zeitschriften bezogen hätte. Er tat es ohne das Gefühl, einer Opferpflicht zu genügen — obwohl auch das erfreulich gewesen wäre — sondern aus innerem Bedürfnis und geistigem Interesse.

Darum, lieber Landsmann, bitten wir Sie herzlich, gehen Sie an den „*Südostdeutschen Vierteljahresblättern*“ nicht vorüber! Diese Zeitschrift ist das einzige kulturpolitische und literarische Organ, das wir heute hierzulande haben. Helfen Sie mit, es zu erhalten und auszubauen. Der Bezug des Blattes wird Sie mit einer Fülle von bedeutsamen Aufsätzen und Dichtungen bekanntmachen. Damit verglichen fällt der geringe Bezugspreis nicht ins Gewicht.

Wir schlagen Ihnen vor, die „*Südostdeutschen Vierteljahresblätter*“ gleich zu bestellen, damit Ihnen die ersten Hefte des Jahrgangs 1964 gleich zugesandt werden können.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr

Hans Diplich und Heinrich Zillich



Die einzige kulturpolitische und schöngeistige Zeitschrift in Westdeutschland, die den Südostdeutschen dient, sind die

Südostdeutschen Vierteljahresblätter

des Südostdeutschen Kulturwerkes in München.

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

In ihnen allein werden die für die Donauschwaben, die Siebenbürger Sachsen und die Buchenlanddeutschen wichtigen Lebensfragen fortlaufend auf dem hohen Niveau der führenden binnendeutschen Kulturzeitschriften behandelt. Darum sollte jeder Südostdeutsche, der geistig rege ist, der eine in die Tiefe dringende Aufklärung sucht und Kunst und Dichtung liebt, die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ beziehen und lesen.

Die „Südostdeutschen Vierteljahresblätter“ beschäftigen sich nicht nur mit den für Südostdeutsche wesentlichen Angelegenheiten, mit den Geschehnissen in der alten Heimat und mit deren Völkern, mit dem Dasein der Südostdeutschen in Westeuropa und mit den Problemen des ganzen deutschen Volkes, sie treten auch ein für das vernünftige Zusammenleben der Nationen und für die abendländischen Werte; sie sind ein Sprachrohr südostdeutscher Eigenart und aufmerksame Beobachter und Förderer der kulturellen Arbeit aller Deutschen, die aus den Ländern um die östliche Donau und die Karpaten stammen.

Jährlich erscheinen vier umfangreiche Hefte mit Aufsätzen, Erzählungen, Gedichten, Bildbeilagen, Buchbesprechungen, Glossen, kritischen Betrachtungen zu aktuellen Ereignissen und einer Rundschau auf die bemerkenswertesten Vorgänge, die auch chronistisch aufgezählt werden.

Der Jahresbezugspreis beträgt nur DM 15,- + Porto. Bestellungen sind zu richten an die Buchhandlung Hans Meschendorfer, München 33, Postfach 644. Auf Wunsch werden Probehefte zugesandt.

Lieber Landsmann!

Wir hatten in der Heimat eine stattliche Anzahl fortlaufend erscheinender Veröffentlichungen: Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften, Kalender und Jahrbücher. Davon waren einige Kulturzeitschriften von Rang.

In Westdeutschland steht uns lediglich eine Kulturzeitschrift gemeinsam zur Verfügung: die „*Südostdeutschen Vierteljahresblätter*“.

In der Heimat war es für jeden selbstverständlich, Kirche und Volkstum, überdies noch besondere Vorhaben mit reichlichen Spenden zu unterstützen, die tausendmal jene paar Pfennige aufwiegen, mit denen wir hierzulande oder in Österreich unsere landsmannschaftliche Gemeinschaft fördern. Es gab keinen gebildeten Landsmann, der nicht etliche unserer Zeitschriften bezogen hätte. Er tat es ohne das Gefühl, einer Opferpflicht zu genügen — obwohl auch das erfreulich gewesen wäre — sondern aus innerem Bedürfnis und geistigem Interesse.

Darum, lieber Landsmann, bitten wir Sie herzlich, gehen Sie an den „*Südostdeutschen Vierteljahresblättern*“ nicht vorüber! Diese Zeitschrift ist das einzige kulturpolitische und literarische Organ, das wir heute hierzulande haben. Helfen Sie mit, es zu erhalten und auszubauen. Der Bezug des Blattes wird Sie mit einer Fülle von bedeutsamen Aufsätzen und Dichtungen bekanntmachen. Damit verglichen fällt, der geringe Bezugspreis nicht ins Gewicht.

Wir schlagen Ihnen vor, die „*Südostdeutschen Vierteljahresblätter*“ gleich zu bestellen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr



Hans Diplich und Heinrich Zillich

Folge 1

SÜDOSTDEUTSCHE VIERTELJAHRES BLÄTTER

21. Jahrgang München 1972

Die »Südostdeutschen Vierteljahresblätter«, im Auftrag des Südostdeutschen Kulturwerkes herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich, erscheinen viermal jährlich in einem Umfang von 280 Seiten. Sie enthalten Aufsätze, Erzählungen, Gedichte, Bildbeilagen, kritische Betrachtungen, eine Rundschau auf die bemerkenswertesten Vorgänge und Buchbesprechungen. Als einzige Kulturzeitschrift aller Südostdeutschen sind sie aufmerksame Beobachter, Förderer und Anreger in allen südostdeutschen Fragen auf dem hohen Niveau binnendeutscher Kulturzeitschriften.

Folge 1

SÜDOSTDEUTSCHE VIERTELJAHRES BLÄTTER

21. Jahrgang München 1972

Die »Südostdeutschen Vierteljahresblätter«, im Auftrag des Südostdeutschen Kulturwerkes herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich, erscheinen viermal jährlich in einem Umfang von 280 Seiten. Sie enthalten Aufsätze, Erzählungen, Gedichte, Bildbeilagen, kritische Betrachtungen, eine Rundschau auf die bemerkenswertesten Vorgänge und Buchbesprechungen. Als einzige Kulturzeitschrift aller Südostdeutschen sind sie aufmerksame Beobachter, Förderer und Anreger in allen südostdeutschen Fragen auf dem hohen Niveau binnendeutscher Kulturzeitschriften.

Ich bestelle hiermit die

**SÜDOSTDEUTSCHEN
VIERTELJAHRESBLÄTTER**

im Abonnement zum Jahresbezugspreis
von DM 18,- zuzüglich Porto, Zahlung
erfolgt nach Erhalt der Rechnung.

Die bereits erschienenen Hefte des lau-
fenden Jahrgangs bitte ich nachzuliefern.

Name u. _____

Anschrift _____

Verlagsbuchhandlung

HANS MESCHENDÖRFER

8000 MÜNCHEN 33

Postfach 644

Gutschein

für die »Südostdeutschen Vierteljahresblätter«

Jahrgang

Die Lieferung erfolgt durch die Verlagsbuchhandlung Hans Meschendorfer,
8 München 33, Postfach 644, jeweils nach Erscheinen der Hefte.

Der Auftrag ist vorgemerkt.

Heinrich Zillich zum 23. Mai 1978

Verehrter, lieber Herr Dr. Zillich, zur Vollendung Ihres 80. Lebensjahres sind Ihnen Ehrungen zugedacht, die Ihren Rang in der deutschen Literaturgeschichte — ein Rang, der über Umbrüche und modische Strömungen hinweg bereits historischen Bestand erlangt hat — ins Licht rücken werden. Darüber bin ich aufrichtig froh, und obwohl ich mich nicht berufen fühle, Ihr reiches dichterisches Lebenswerk einer seiner Bedeutung angemessenen Würdigung zu unterziehen, so drängt es mich dennoch, Ihnen zu Ihrem „Achtzigsten“ meine Verehrung, meinen Respekt und meinen Dank zu bezeugen. Sie wissen, daß mir große Worte ebenso zuwider sind wie Schmeicheleien; um so mehr darf ich hoffen, daß Sie das, was auszusprechen ich mich gedrängt fühle, nicht als Phrase nehmen.

Meine Verehrung gilt der Noblesse Ihrer geistigen Erscheinung, der Lauterkeit und Ritterlichkeit Ihres Wesens, der — erlauben Sie diesen Ausdruck — anständigen Gesinnung, die Sie auszeichnet. Nie habe ich Sie über jemanden ein böses, ehrabschneidendes Wort sagen hören, auch nicht über Ihnen Übelgesinnte, nie den Geist der Intoleranz gespürt, weder in Ihren Schriften noch in den Gesprächen mit Ihnen. Gestatten Sie mir die Feststellung, daß Sie im besten Sinne dieses Wortes eine aristokratische Natur sind.

Mein Respekt gilt der aufrechten Haltung, die Sie trotz Unrecht, Verfemung und Anfeindung stets bewahrt haben. Ihr ausgeprägtes Gefühl für Würde — für die eigene wie für die der anderen — verbietet Ihnen, mit der Tatsache zu hausieren, daß Sie vor 1945 durchaus nicht zu den „Hundertprozentigen“ gehört oder gar Andersdenkenden Schaden zugefügt hätten; im Gegenteil, Sie sind, was sich sehr genau belegen ließe, von den Eiferern wegen Ihrer Toleranz, wegen Ihrer geistigen Souveränität verdächtigt und denunziert worden. Es ehrt Sie, daß Sie nach der Katastrophe daraus für sich kein Kapital zu schlagen versuchten, daß Sie vielmehr das Unglück, das über Ihr Volk hereingebrochen war, auf sich nahmen.

Mein Dank schließlich — und hierin glaube ich mich mit wohl allen Siebenbürger Sachsen einig — gilt Ihnen als unserem bedeutendsten Dichter dafür, daß Sie, obgleich dem eigenen kleinen Volksstamm innig verhaftet, ihn dennoch in eine völkerübergreifende Schau einordnen: Ihre Werke haben wesentlich dazu beigetragen, uns den kontinentalen Schicksalshorizont unserer Stammesgeschichte begreifen zu lassen, zugleich vertieften Sie die Erkenntnis, daß die nationale Vielfalt unserer engeren Heimat Siebenbürgen als ein Mosaik komplementärer Farben verstanden sein mußte, wollte man kontrastierende Gegensätze vermeiden und das notwendige Miteinander überhaupt möglich machen. Meiner Generation haben Sie in Ihren Büchern gezeigt, daß Heimat schicksalhaft in die größere Dimension eingebettet ist. Besonderen Dank schulden wir Ihnen dafür, daß der Name Zillich im Bewußtsein von Hunderttausenden binnendeutscher Leser zu einem Synonym für Siebenbürger Sachsen geworden ist, was unser Ansehen ganz gewiß gestärkt hat. Empfangen Sie meinen allerherzlichsten Glückwunsch!

*

Ihr ergebener Hans Hartl

Zu Heinrich Zillichs 75. Geburtstag veröffentlichten wir im Heft 2/1973, Seite 112—114, einen Nachtrag zu seiner in der Folge 2/1958 gedruckten Bibliographie. Nun sei ihr angefügt, was von ihm in den letzten Jahren erschien, wobei Aufsätze und Vorträge unberücksichtigt bleiben.

An *Büchern* kam eines heraus: *Deutsche Weihnacht zwischen Ost und Süd*. Geschichten. Eckart-Schriften, Wien 1976. Broschiert. 56 Seiten. Auflage 8 Tausend.

Neuaufgelegt in veränderter Ausstattung und ergänzt wurde das Buch: *Siebenbürgen, ein abendländisches Schicksal*. Mit zahlreichen Abbildungen. Königstein/Taunus: Verlag Lange-wiesche. Großformat, Auflage 72. Tausend.

Von Zillich herausgegeben und eingeleitet wurde das Buch: *Oskar G. Netoliczka. Zeichnungen und Porträtplastik*. Vorwort von Dr. Hans Würh. München: Verlag des Südostdeutschen Kulturwerkes. 1975. 14 Seiten Text, 32 Abbildungen. Auflage 800.

Der Mahner

Von Andreas Birkner

Irgendwann macht das Kind die prägende Erfahrung eigenen Versagens. Gleichgültig, worin sie bestanden, fortan begleitet den Menschen beim Anblick von Leistungen anderer ein Schuldgefühl. Man darf annehmen, solche Gewissensbedrängnis gehöre zum Grundinventar abendländischer Seelenverfassung: der Mensch muß sie durch eigene Leistung loswerden. Der unbequeme Mahner meldet sich bis ans Ende seiner Tage.

Im Erscheinungsjahr ist mir das Buch sicherlich nicht in die Hände gefallen. Fünf Jahre danach aber, als ich fast täglich die Buchhandlung besuchte, war der Versuchung, das Buch zu erwerben, nicht mehr zu widerstehen. Zweifellos war ein Schuldgefühl dabei mit im Spiel, denn ich machte Schulden. Die Ausgabe, vor den Eltern kaum zu rechtfertigen, überstieg bei weitem die Möglichkeiten des Bauernbuben, wenngleich selbst der Vater wußte, was der „Klingsor“ und wer sein Herausgeber Heinrich Zillich war. Aber schuldig, sagte mir mein Gefühl, machte ich mich erst recht, wenn ich das Buch nicht erwarb. Schicksal findet ja nur statt, wo einer zwischen den beiden Schuldteufeln Szilla und Charybdis hindurchschifft. Die Götter wollen offenbar versucht sein, wenn der Mensch erfahren soll, was sie mit ihm vorhaben. Schuldlos wird er ohnehin nicht davonkommen, ihm bleibt keine Wahl. Es ist sein Schicksal.

Bis ins Innerste erregt bestieg ich also auf dem Großen Ring die Straßenbahn, setzte mich in eine Ecke und klappte das Buch auf. Im Seminar war uns mit warnender Herablassung gesagt worden: Zillich — das ist ein noch unausgegorener Wein. Ich fand ihn auf Anhieb berauschend. Heiße Flammen schlugen mir ins Gesicht. Heute sagt man wohl, ich mußte mich mit jedem Satz identifizieren. Welche abtretende Generation hätte je einmal die antretende als ausgegorenen Wein anerkannt! Ich blätterte vor und zurück, auf jeder Seite standen solche berauschende Sätze. Es konnte nicht ausbleiben, daß ich endlich die letzte aufschlug und sie von oben bis unten las. Die Bitterkeit, wahrheitsbesessen als nicht bestandene Schicksalsprüfung dargestellt, überwältigte mich. Doch da hatte ich schon auszusteigen, mich sogar zu beeilen, um rechtzeitig zum Abendbrot ins Seminar zu kommen. Knapp geschafft. Danach saß ich mit den andern im Studiersaal. Indessen sich aber die Klassenkameraden in dieser Stille für den nächsten Schultag vorbereiteten, las ich mit heißen Wangen Zillichs Buch „Wälder und Laternenschein“. Abermals also Schuld auf mich ladend. Aus der Beschäftigung mit der Kunst scheint Schuld niemals ausgeschlossen: der Mensch entzieht sich den Menschen und deren Forderungen an ihn. Ihnen zu genügen, nichts anderes, gäbe ihm den Frieden im Gewissen. Die Menschen sind im Recht, wenn sie unnachsichtig auf der Anerkennung aller Schuldigkeiten bestehen. Doch der über der Lektüre von „Wälder und Laternenschein“ schuldig werdende Schüler trägt am Ende dennoch unverlierbaren Gewinn davon. Ihm gehen die Augen auf für die sonst nirgends angebotene Erkenntnis: So ist das Leben; erst in der gewonnenen Schönheit leuchtet der Sinn alles Sinnlosen ein.

Das Buch war noch nicht zu Ende gelesen, als im Studiersaal um zehn Uhr das Licht gelöscht wurde. Die Kameraden hatten sich schon in die Schlafsäle zurückgezogen. Aber ich mußte das Buch zu Ende lesen. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich, mit dem Buch in der Hand, unter die Lampe auf dem Gang draußen zu stellen und weiterzulesen. Sie hing vor der Tür unseres Schlafsaales, hinter der mein Bett stand. Drinnen war das Licht natürlich auch schon ausgemacht. Die Ordnung wurde streng eingehalten. In der Dunkelheit redete man weiter miteinander, leiser, bis einer nach dem andern einschlief. Das Licht auf dem Gang war von auswärts nicht einzusehen,

talls der Direktor des Seminars zu später Stunde heimkehrte. Die Tür zu unserm Stockwerk war schon um neun vom Hausdiener abgesperrt worden. Der Direktor besaß freilich ebenfalls einen Schlüssel. Aber dem fiel ja wohl nicht ein, die Schlafsäle zu inspizieren. Und wenn schon, ich stand neben dem Lichtschalter, bis er aufschloß, hatte ich den Schalter herumgedreht und war im Schlafsaal verschwunden. Lesen ist eben manchmal nicht nur im übertragenen Sinn ein Abenteuer.

Mir brannten die Schläfen, je weiter ich in der spannender und trauriger werdenden Geschichte kam. Ich hörte mich selber atmen in der Stille des großen Gebäudes. Noch eine Seite, und ich hatte die Bitternis des letzten Kapitels erreicht, von dem ich mir nun Wort für Wort einzuprägen gedachte. Seither weiß ich nämlich, was ein letztes Kapitel ist: Sieger bleibt allemal der Überwundene, der als Versager Gekreuzigte erhält Unsterblichkeit. Das ist die Bedingung des Menschseins. In vielen Meisterwerken sind diese letzten Kapitel zu finden. Die es nicht haben, sind keine Meisterwerke.

Da rasselte in der Tür zu unserm Stockwerk der Schlüssel. Der Lampenschein war also dennoch nach draußen gedrungen. Im Nu war der Schalter herumgedreht und ich in den Schlafsaal geschlüpft. Wer da heraufgekommen war, mußte ich mich nicht erst fragen, weshalb ich in Kleidern und Schuhen ins Bett kroch und mich schlafend stellte. Ich hatte es zwar noch nie erlebt, aber es konnte ja sein, daß der Direktor den Schlafsaal betrat und das Licht anmachte. Und das tat er denn auch, nach nur wenigen Sekunden ging die Tür auf. Er machte Licht und ging zwischen den Betten umher. In keinem fand er eine Kleiderpuppe. Hoffentlich fiel ihm nicht ein, mir die Decke wegzuziehen, unter der ich mich bis hinauf zu den Augen verkrochen hatte. Die Gefahr ging aber vorbei. Er löschte das Licht und schloß die Tür. Ich vernahm noch, daß er den Nebensaal aufsuchte und danach auf die andere Seite des Stockwerkes ging, wo die Schlafsäle der obersten Seminarklasse lagen. Erst als ich hörte, daß er die Gangtür hinter sich abschloß, kroch ich hervor und zog Kleider und Schuhe aus. Die Kameraden wollten mir am nächsten Morgen nicht glauben, daß unser Schlaf inspiziert worden war.

Das war meine erste Begegnung mit Heinrich Zillich.

Der Mahner — nein, der war er zu jener Zeit für mich noch nicht geworden; ungeachtet des letzten Kapitels seines Buches war er's noch nicht. Jedenfalls nicht mehr, als uns jede Leistung zum Schuldner des Vollbringers macht. Seine andern Bücher hab ich viel später gelesen, Lyrik und Prosa, und manchmal, wenn Deutsche in Craiova beisammen waren, hab ich ihnen aus seinem Flausenbuch vorgelesen. Denn vom Seminar war ich in die Hauptstadt der Kleinen Walachei gekommen, wo mich zwar der „Klingsor“ noch erreichte, zu seinem Schuldner, der mich nicht bloß mahnte, der vielmehr schlummernde Gestaltungslust weckte und forderte, hatte mich längst der große Norweger Knut Hamsun gemacht. Doch wer stand in jenen Jahren nicht in dessen Schuld! Kaum einer, ders nicht hätte versuchen müssen, gleich ihm sich aus lebensvergiftender und verlogener Enge in die Freiheit der Ironie zu erheben, der gleichwohl alle Lauterkeit des Gefühls mitsamt dem wahrhaftigen Eingeständnis menschlicher Unzulänglichkeit die Menschenliebe nicht auszutreiben war. Freilich blieben alle Bemühungen des Zwanzigjährigen vergeblich; selbst ihm mußten die Ergebnisse seiner Versuche zu kümmerlich erscheinen, so daß er sie aufgab, immer wieder aufgab, abgelenkt von der bunt lockenden orientalischen Umgebung. Und darüber schwanden schöne Jahre. Nach Siebenbürgen kam ich nur noch in den Ferien. Ob ich nun am Tage oder in der Nacht in Hermannstadt eintraf, allemal führte mich mein erster Weg durch die Heltauer-gasse zu den Schaufenstern der Buchhandlungen. So auch, als ich nach drei Jahren im Frühsommer lang nach Mitternacht einmal dort anlangte. Die Straßenbahn fuhr nicht mehr. Ich ging also zu Fuß vom Bahnhof hinauf in die Oberstadt, über den Großen

Ring hinein in die Heltauergasse. Kein Mensch begegnete mir, die Schaufenster alle dunkel, nur die Straßenlaternen brannten hell, in ihrem Licht ließ sich erkennen, was in den Fenstern auslag. Bücher, von denen ich einige Titel kannte. So sahen die also aus. Mit einemmal stockte mir der Atem. Ein ganzes Schaufenster war mit der letzten Nummer einer Zeitschrift ausgelegt, in der Mitte aufgeschlagen die Seite mit dem Anfang der Novelle, für die Heinrich Zillich den ersten Preis erhalten hatte. Auch sein Bild war zu sehen, wie ich mich erinnere. Und da meine Augen gut waren, begann ich auf der Stelle den Anfang zu lesen, sofort gefangen von den ersten Sätzen. Dabei wurde ich gestört. Von oben, von der Bretterpromenade her, hörte ich Stimmen, lautes Reden und Lachen. Und die eine Stimme, die männliche, erkannte ich sofort. Merkwürdig, die hatte sich nicht verändert. In der Klasse auf dem Gymnasium waren drei Kameraden gleichen Namens gewesen, die alle auch mit dem Vornamen aufgerufen werden mußten: Heinrich, Walter und Egon. Das war Egons Stimme, die ich vernommen. Und nun sah ich ihn auch, an jedem Arm ein Mädchen, alle drei in der ausgelassensten Stimmung, unbekümmert darum, ob sie die Nachtruhe der Schläfer störten, vorwitzig beinahe auf provokanten Lärm bedacht, wie das der Fall zu sein pflegt, wo der Wein die Jugend zu Übermut und Unbedacht verführt. Ja, sie störten mich, denn ich hatte erst ein paar Sätze von Zillichs Novelle gelesen. Sie störten mich, weil mich hier mit der preisgekrönten Leistung die Stimme des Mahners erreichte, die nun wahrhaftig mich zum Schuldner, zum Schuldigen machte, der säumte und träumte, wo er zur Arbeit aufgerufen war. Und so drehte ich das Gesicht, wahrscheinlich unmutig zornig, dem weinselig lauten Altersgenossen zu, der mich erst jetzt vor dem Schaufenster entdeckt haben mußte. Huh! schrie er, und die Mädchen kreischten auf, wichen auf den Fahrdamm aus und gebärden sich womöglich noch lauter als zuvor. Als sie auf den Großen Ring eingebogen waren, wurde es wieder still in der Gasse. Aber nun mochte ich im Licht der Straßenlaternen nicht mehr weiterlesen. Ich hatte die Mahnung verstanden. Im moralischen Bezirk gibt es keinen Zufall. Er ist lediglich die Verdeutlichung der Situation, in der es für den Betroffenen um ein Entweder — Oder geht. Entweder also wie mein Schulkamerad Egon, weinselig an jedem Arm ein Mädchen, die Tage und Nächte verschwärmt oder die Zucht der Arbeit auf sich genommen, der die Menschen endlich die Anerkennung nicht mehr verweigerten. Es kommt allerdings darauf an, daß einer den Mahner hört und es sich von ihm gesagt sein läßt.

Im Herbst des nächsten Jahres schrieb mir Heinrich Zillich die erste Karte, auf der stand, daß er die eingesandte Geschichte von mir in einem der nächsten seiner Hefte bringen werde.

Pöhl 1974, S. 202-203
1975, S. 128-129

1965 S. 28-36

Gesetz zum Schutz des nationalen Arbeit. S. 232/
Sonnenringstr. 1932 1255

Jenacir/Gimleber 1974, S. 223-224
1977, S. 323-324

1. { Mehrsch
 { Mein Rezept g. d. Reiter
 082 2. Anhaltend d. d. d. d.
 3. Spazieren im Sommer
 4. V. d. d. d. d. d. d.
 5. { Spazieren im Sommer
 { die Sommerzeit
 { Spazieren im Sommer
 , Starnberg
 Hirschanger 1

pe: BILDENDE KUNST
 DARSTELLEND KUNST
 MUSIK
SCHRIFTTUM
 FILM, FUNK, FERNSEHEN
 LICHTBILDWESEN
 GILDEFREUNDE

IKGS

153

Alexander Petöfi und die Deutschen

Von Johann Weidlein

Bei der Einweihung der Statue Alexander Petöfis (1823—1849), des volkstümlichsten ungarischen Lyrikers, in Budapest 1882 hielt der Roman-Schriftsteller Moritz Jókai die Gedenkrede. Er berührt darin auch Petöfis Verhältnis zum deutschen Volke, indem er feststellte:

„Die deutsche Nation, mit der er so viel herumstritt, sie hat seinem Geisteschatz den Weg gebahnt in die weite Welt; Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden, Polen und Spanier haben ihr Licht an dem seinigen entzündet; seine Gedichte überschritten den Ozean, sie gelangten bis nach Japan und China, und wie die Sonne kehrten sie aus dem Reiche des Ostens wieder hierher zurück. Und in jedem Lande, das sie durchwandert, verkündeten sie den Ruhm des Madjaren“.

Es ist eine Tatsache, daß durch ungarndeutsche Übersetzer die meisten Gedichte Petöfis im deutschen Echoraum und darüber hinaus in der ganzen Welt bekannt wurden. Die Deutschen betrieben einen wahren Petöfi-Kult. Bettina von Arnim verglich den Dichter mit dem Sonnengott, Hermann Grimm stellte ihn in die Reihe der fünf größten Geister der Weltliteratur, neben Homer, Shakespeare, Goethe und Byron; den 5. Zyklus seiner „*Wolken*“ vertonte Nietzsche in heller Begeisterung. Man nannte seinen „schweremütig klagenden Fiedelklang erhaben über Vergänglichkeit und Tod“, vor dessen

*„... Sense unfehlbarem Streich
Stürzt' Alexanders gewaltiges Reich.
Einst wohl auch legt er die mörderische Hand
An das madjarische Volk und Land.
Ob mit dem Stamm dann die Blüte verdorrt:
Lieder Petöfis — in euch lebt sie fort!“*

(Richard Schmidt-Canabis)

Jókai hatte auch recht, wenn er sagte, Petöfis Lieder hätten in jedem Lande, das sie durchwanderten, „den Ruhm der Madjaren“ verkündet. Ob sie zugleich den Ruhm des Deutschen verkündeten, soll nun untersucht werden. Ludwig Némedi erwähnt in seinem Buch „*Das Gesamtdeutschum in ungarischem Blickfeld*“ (S. 87) Petöfi nur beiläufig; in seinen Gedichten bedeute das Deutschtum nur Wien und die Wiener absolutistische Regierung, welche die nationalen Reformen und die demokratische Entwicklung verhindert oder doch gehemmt haben soll. Ob es tatsächlich so war, können Petöfis Gedichte selbst beweisen, wenn wir sie in der Reihenfolge ihrer Entstehung unter die Lupe nehmen.

Jókai erwähnt in der Gedenkrede, Petöfi sei von den Klassenkameraden in Pápa „*búsmagyar*“, d. h. „*trauriger Madjar*“ genannt worden. Professor Gyula v. Farkas weiß in seinem Buch über den „*Ungarischen Vormärz — Petöfis Zeitalter*“ (1943) zu berichten, Petöfi habe sich eine Zeitlang „*Kunfi*“ genannt, sich also mit seiner „kumanischen Herkunft“ gebrüstet und sich geschämt, Lutheraner zu sein (S. 51 u. 54). Er wurde tatsächlich in der Kiskunság — in der Kleinen Kumanen — im slowakischen Ort Kiskörös als Sohn armer lutherischer slowakischer Eltern, des Stefan Petrovitsch und der Maria Hruz geboren. Er war kein Madjare, sondern ein slowakischer Assimilant, und als solcher fühlte er sich verpflichtet, sein Madjarentum ständig zu betonen. Wie Dezső Szabó immer wieder unterstrich, waren die Assimilanten die „besseren“ Ungarn. Am einfachsten konnten sie ihr Madjarentum beweisen, indem sie die Nichtmadjaren des Landes, besonders die Deutschen, beschimpften. Petöfis Lieblingsgestalt in der ungarischen Geschichte war Lehel, ein Führer der Raubzüge gegen den Westen, der in Regensburg im Jahre 955 gehängt wurde. Schon als neunzehnjähriger Jüngling verfaßte Petöfi ein Lobgedicht auf Lehel; bis 1848 kehrte er noch dreimal zu seinem Lieblingshelden zurück.

Im Sommer 1844 schrieb Petöfi ein Gedicht „An den guten alten Gvadányi“, worin er noch ganz im Sinne älterer Dichter sich wegen der vielen Germanismen im Ungarischen beklagt:

... „Zahllos sind die Dichter hier im Ungarlande,
Die viel Tinte zu verspritzen sind imstande ...
Man weiß kaum, in welcher Sprache sie da dichten,
Ob es deutsch, ob ungarisch, weiß man mitnichten.
Ungarischer Satzbau ist da kaum zu finden,
Muß mit schmerzlicher Betrübniß dies empfinden.“

Gvadányi selbst, ein Dichter der sogenannten madjarischen Dichterschule gegen Ende des 18. Jahrhunderts, war Assimilant italienischer Herkunft. Aus den Schriften der österreichischen Dichter Richter und Heufeld hatte er sein Werk „A peleskei nótárius budai utazása“ (Die Ofener Reise des Notärs von Peleske) kompiliert und darin eifrig gegen die neuen Kulturströmungen und gegen die Deutschen gewettert. Petöfis deutschfeindliche Gesinnung zeigt sich auch hier wie in den drei ersten Fassungen des „Lehel“ vorerst mehr in der Stoffwahl als in der Ausgestaltung des Stoffes.

Die junge Dichtergeneration im ungarischen Vormärz hatte sich im Geiste Széchenyis die höchste Entwicklung der madjarischen Rasse, oder wie man es damals nannte, der madjarischen Nationalität, zum Ziel gesetzt; darum verbarg jeder seine etwaige nicht-madjarische Herkunft hinter einem madjarischen Namen. Meister der Jugend war Graf István Széchenyi, der ihren instinktiven Bestrebungen bereits vorher einen programmatischen Ausdruck verliehen hatte: „Unsere Berufung ist nichts Geringeres, als die Welt mit einer neuen Nation zu bereichern. Dies können wir jedoch nur nach einem festen Plan erreichen“ (vgl. Alszegey-Brisits-Sik, A magyar irod. története, II. S. 16). Während aber Széchenyi das Madjarentum nach den Gesetzen des Christentums sittlich erneuern wollte, ist bei Petöfi und seinen Zeitgenossen keine Spur mehr von dem christlich-madjarischen Grundgedanken, und das Madjarentum der 1840er Jahre war, — wie Gyula Szekfű feststellte (vgl. „Három nemzedék“, 1935⁴, S. 66), — nicht mehr christlich. Dennoch hatte auch Petöfi ein festes Programm, nach welchem er vorging. Er sprach darüber in dem Gedicht „Dichter des 19. Jahrhunderts“ im Jänner 1847:

„Versuche niemand leichten Sinnes,
Daß er zum Lied die Saiten spannt!
Ein großes Wagnis ist's für jeden,
Der jetzt die Leier nimmt zur Hand.

Kannst du nichts andres, als nur singen
Von eigner Lust und eignem Leid,
Dann bist du in der Welt entbehrlich
und leg das heil'ge Holz beiseit“ ...

1847 verfaßte er auch das Gedicht „Okatootaia“, worin er Österreich die Schuld dafür gibt, daß die Zivilisation in Ungarn keine allzu großen Fortschritte machte.

„Ferne liegt ein Land,
Man nennt es Okatootaia;
Zweiter Nachbar ist ihm China,
Erster ist Austr(al)ia.

Und daß zu Austr(al)ia es
Liegt benachbart, ist gar fein!
Die Zivilisation stiehlt
Von dort sich nur schwer herein.

O, wie unerschütterlich ist
Dies Austr(al)ien, hoch und hehr!
Es läßt sich von dieser Bösen
Nicht verführen, nimmermehr! ...

Seine eigentliche deutschfeindliche Agitation beginnt Petöfi im Feber 1848. Noch vor der Märzrevolution schreibt er die vierte Fassung seines „Lehel“, die deutschen Lesern bisher vorenthalten blieb. Sie fehlt auch in der ausführlichsten und besten Übersetzung Petöfis (von Lorenz Landgraf). Wir fanden sie in dem Band „Petöfi összes költemenyei“ (Petöfis sämtliche Werke), Budapest, 1953. Die Übersetzungen selbst entnahmen wir L. Landgraf, Alexander Petöfi. Lyrische und epische Dichtungen, Budapest 1938 (Nur

an zwei, drei Stellen richteten wir uns nach dem ungarischen Original). Lehel, der bewunderte madjarische Führer, gibt in diesem Gedicht dem jungen Fürsten Zoltán gute Ratschläge: Er möge die ganze Welt bei den Ohren nehmen, besonders der Deutschen solle er sich erinnern (43. Strophe). Darnach will er einen Trinkspruch auf die Deutschen ausbringen. Er liebe ja den deutschen Schwager wie die Fliege seine Nase, wenn jener seine Liebe auch nicht begehrt, er (Lehel) zwinge sie ihm auf; hätte seine Liebe nur ein so großes Gewicht, daß er den Deutschen damit in die Hölle hinabziehen könnte! Er liebe die Deutschen, denn seine schönsten Tage hat er unter ihnen verbracht, sein Glück kann er ihnen danken. Der Trinkspruch selbst lautet (Str. 53):

*„Jámbor szomszéd, német, világ minden kincsét
Szerencse markai országodra hintsék,
Legyen oly bőséged, annyi gazdagságod,
Hogy szinig megtöltsön minden magyar zsákot.
Adjon isten neked mindig bő nadrágot,
Hogy elférjen benne egész bátorságod,
S a mennydörgös mennykő ne üssön meg téged,
Bizza a magyarra ezt a mesterséget!”*

Zu deutsch:

*„Frommer Nachbar, Deutscher, alle Schätze der Welt / mögen die Hände des Glücks
auf dein Land streuen; / habe solche Fülle und solchen Reichtum, / daß sie alle madja-
rischen Säcke bis oben hinan füllen. / Gotte gebe dir zu jeder Zeit so weite Hosen, /
daß dein ganzer Mut darin Platz habe. / Und das Donnerwetter möge dich nicht er-
schlagen; / es möge diese Arbeit dem Madjaren überlassen!”*

Wenn man in Ungarn stets behauptet, die Deutschfeindlichkeit der ungarischen Dichter beziehe sich allein auf Österreich oder gar bloß auf die Habsburger, so stimmt das einfach nicht. Auch Petöfi schrieb in bunter Folge Verse gegen das Gesamtdeutschtum und gegen die Österreicher, mit wildester Gehässigkeit jedoch gegen die Ungarndeutschen. Die übrigen Völkerschaften Altungarns kamen bei ihm ebenfalls nicht viel besser weg, sogar den Slowaken gegenüber, zu denen er gehörte, vertrat er den Standpunkt der „wurzelechten“ Madjaren. Es war der allgemeine Standpunkt der Dichter jener Zeit, den übrigens auch die Schriftsteller zwischen den beiden Weltkriegen verfochten; ein Pamphlet aus der Revolutionszeit 1848/49 verkündet ihn so:

„Es ist euch bekannt, daß die österreichische Regierung deutsch ist, und da die ungarische Nation weiß, daß alles Unheil, das ihr Vaterland erleiden muß, von den Deutschen stammt, so wurzelt ein unauslöschlicher Haß in jedem Ungarn gegen alles, was deutsch ist ...“ (Vgl. Wiener Kriegsarchiv, Feldakten, Hauptarmee 1849, 6/110 b).

Bei Petöfi vermengt sich der Begriff Habsburg mit dem des Deutschtums und der Unterdrückung der breiten Volksmassen, obwohl gerade die Habsburger seit dem 16. Jahrhundert immer wieder versuchten, der Bauernunterdrückung durch den madjarischen Adel entgegenzuwirken. Selbst im Jahre 1848 wurde die Frage der Bauernbefreiung auf Habsburgs Druck zum Programmpunkt des Landtages. Politische Propaganda erreichte es jedoch, daß die Bauernbefreiung als nationale Errungenschaft, erreicht gegen den Willen der „Unterdrücker“, nämlich Habsburgs und der Deutschen, ins Bewußtsein der Öffentlichkeit einging. Diese Behauptung gehörte sowohl zur nationalistischen Ideologie als auch zur Ideologie der ungarischen Volksdemokratie; Márton Horváth, Schriftleiter des kommunistischen Parteiblatts „Szabad Nép“, Budapest, gab dieser These am 31. Juli 1949 folgende Fassung:

„Ob nun der Deutsche oder der Grundherr dem Volk die Freiheit raubt, ob sie es einzeln oder mit vereinter Kraft tun, sie rauben ihm so und so das Vaterland“.

Im April 1848 besang Petöfi den Freiheitsdrang des Wiener Bürgertums, wobei er annahm, es werde den Kaiser davonjagen, dennoch enthält sein Gedicht eine derbe Lust, die Deutschen zu beschimpfen:

*„Die Wiener Deutschen sind
Vom ersten bis zum letzten toll geworden,
Von Gott verstoßen, haben
Dem Teufel sie verschrieben ihre Seele,
Und diese Aussatzkranken schreien
Jetzt in alle Welt hinaus:
„Wir brauchen nicht den Schatten
Der Freiheit nur,
Die Freiheit selbst, die wollen wir ...“*

Die politischen Ereignisse begleitete Petöfi im Geiste Kossuths mit aufrührerischen Kommentaren. Da die Verfassung vom 11. April 1848 die alten „mixta“, die gemeinsamen Angelegenheiten, aufhob, Ungarn ein von Österreich unabhängiger Staat (mit demselben Herrscher) wurde, hielt man es in Wien für angebracht, Ungarn ein Viertel der gemeinsamen Staatsschulden aufzubürden. Kossuth lehnte das ab mit der Begründung, Ungarn habe jene Schulden nicht aufgenommen und aus ihnen keinen Vorteil gehabt. Dazu sei daran erinnert, daß Österreich im 16. und 17. Jahrhundert unter der Last der Schulden fast zugrunde ging, die es zur Verteidigung und Befreiung Ungarns hatte machen müssen. Im Mai 1848 äußerte sich Petöfi zu diesem Thema auf seine Weise:

*„Was doch diese Deutschen reden!
Soll sie doch gleich der Blitz erschlagen!
Von uns fordern diese Schwaben,
Daß wir ihre Schulden tragen.*

*Zahlt nur selber eure Schulden,
Bis die Zung euch hängt, ihr Köter,
Wenn dabei ihr auch verreckt,
Ihr verdammten Schwerenöter ...“*

Dann stößt er wüste madjarische Flüche gegen die Deutschen aus und deren „Hurenmutter“; die Madjaren würden sie wie Hunde dreschen, ohne dazu Waffen nötig zu haben.

Als die Wiener Regierung im Sinne der Pragmatischen Sanktion (1722) von Ungarn Hilfe gegen Sardinien (Italien) verlangte, erklärte Kossuth am 20. und 21. Juli im Abgeordnetenhaus, Ungarn sei dazu zwar bereit, doch im voraus mit der Abtrennung Mailands oder anderer Gebiete jenseits der Alpen, die Österreich gehörten, einverstanden. Dazu muß erwähnt werden, daß die Bestimmungen der Pragmatischen Sanktion: die Erbländer (Österreich, Böhmen und Ungarn) seien „*indivisibiler et inseparabiliter*“ vereinigt und „*contra vim externam*“ gemeinsam zu verteidigen, auf eine eindeutige madjarische Forderung zurückgehen. Kossuths radikalen Bruch mit den alten Bindungen suchte J. Eötvös zu mildern, indem er äußerte, ihm sei die italienische Freiheit lieb und wert, doch wolle er nicht abwarten, bis Carlo Alberto, der König von Sardinien, auch Triest und Fiume besetze. Der Historiker Árpád Károlyi schrieb über dieses Problem 1932:

„Wer weiß, ob unser Schicksal sich nicht anders gestaltet hätte, hätten wir an uns selbst gedacht, nicht aber an den sardinischen König, der zur selben Zeit die gegen ihn kämpfenden kroatischen Grenzen mit Flugblättern aufhetzte, sie sollten lieber heimgehen und sich dort mit den Madjaren schlagen, die sie zertreten wollen.“

Petöfi stand freilich auch in dieser Frage an der Seite Kossuths. Im Gedicht „*Hány hét a világ?*“ (Wie stehts in der Welt?) vom August 1848 erzählt ein alter Herr jungen Madjaren in ihrem Dorf, daß sie nicht für Ungarn, sondern für Österreich Soldaten sein sollen:

*„Deutsche Röcke werden dann für euch gemacht,
Deutsch ist der Befehl, zieht ihr hinaus zur Schlacht,
Und schwarzgelbe Fahnen werden vor euch wehn,
Damit werdet nach Italien ihr gehn!“*

Die Jungen aber erwidern:

*„Nie hat uns Italien etwas angetan,
Wünscht mit uns die Freiheit, wie man es nur kann,
Und wir sollen deshalb gegen dies Land gehn,
Und ziehen an die Grenze, das darf nicht geschehn.*

*Nein, wir bleiben hier in unserm Vaterland,
Setzen unser Leben für dies ein zum Pfand,
Doch madjarisch soll Kleid und Kommando sein,
Dreifarbig die Fahne, welcher wir uns weihn . . .“*

Wie vorher József Katona, der Verfasser der Tragödie „Bánk bán“, suchte Petöfi die Schuld an den Mängeln des madjarischen Lebens und dessen Leistungsfähigkeit den Deutschen zuzuschieben. Auch er wettet in einem Gedicht, das die Tragödie Bánk bán's (Mai 1848) behandelt, gegen die Königin Gertrud, die tückisch und deutsch sei und ihre Sippschaft bevorzuge:

*„Oh, wenn sie alle in der Heimat doch geblieben wären!
Schwere Kränkung hatten da
Die großen Herrn empfunden,
Und das arme Volk, das wurde
Immer nur geschunden;
Dadurch mußte viel erdulden
Ungarns Volk, das arme . . .
Steuern muß es zahlen, daß das
Sehn verging den Armen,
Für das Volk gab es kein
Mitleid, kein Erbarmen.
An dem Königshofe pflegte
Man es noch zu necken:
„Plag dich, Bauer, schind dich, zahle,
Dann kannst du verrecken!“*

Unter Bánk's Führung ziehen die madjarischen Herren zum königlichen Schloß; die Königin fragt, was sie wollten, die „ungeladenen Gäste“. Darauf erwiderte Bánk:

*„Gäste sind wir? Nicht ihr selber
Hier in dieser Feste?
Ihr seid hier die ungeladenen,
Undankbaren Gäste!*

*Nahmen euch hier auf, ihr treibt uns
Fort mit frechem Mute,
Und ihr tut euch gütlich da an
Unsrem Fleisch und Blute . . .“*

Bánk nennt die Königin Buhle und Kupplerin, ersticht sie dann; die madjarischen Herren töten die Deutschen mit dem Schwert — „das Land sproß aufs neue“.

Petöfi griff hier eine alte madjarische These auf, wonach die Nichtmadjaren in Ungarn bloß Gäste seien; die daraus gezogene Folgerung, daß die Madjaren diese Volksgruppen jederzeit vertreiben dürften, war gegen Ende des 19. Jahrhunderts schon zur fixen Idee geworden (vgl. H. Wastian, *Ungarns Tausendjährrung*). Die den Deutschen zugeschobene Auffassung Petöfi's über die Aufgabe des Bauern ist schon deshalb interessant, weil noch der ungarische Landtag von 1791 den Standpunkt vertreten hatte, der Bauer müsse arbeiten, Steuer zahlen und in ewigem Elend leben. Széchenyi dagegen empörte es, daß seine adeligen Landsleute selbst im 19. Jahrhundert von Bauern als „*de misera plebe contribuyente*“ sprachen. Ob das alles Petöfi unbekannt geblieben war?

Nicht minder hetzerisch ist das Gedicht „Vérmezö“ (Blutfeld, eigentlich: Generalwiese), worin Petöfi sich über das Schicksal des Abtes Martinovics ausläßt und dabei seinen Haßgefühlen gegen die Ungarndeutschen freien Lauf gibt. Martinovics, anfangs ein Wiener Spion, gründete als politischer Abenteurer 1794 nach jakobinischem Muster eine Bewegung mit nicht ganz durchsichtigen politischen Zielen. In einem „Katechismus“ versprach er ein adeliges Dorado, in welchem die Adeligen vom ewigen Pachtzins der Bauern sorgenfrei leben sollten. Viele seiner Anhänger erwarteten die Beseitigung des

„Königtums und der Herrschaft des Klerus, andere forderten die Madjaren auf, „den Tyrannen zu töten, der unsere Frauen in Fesseln schlägt, unsere Kinder an den Spieß steckt“. Mehrere Mitwisser wurden ins Gefängnis geworfen, fünf der Hauptorganisatoren nach ungarischem Recht von ungarischen Gerichten unter dem Vorsitz von József Urményi und Károly Zidny zum Tode verurteilt und auf der Generalwiese zu Ofen hingerichtet (vgl. *Hóman-Szekfü*, Bd. V: 93). Was macht nun Petöfi aus diesen historischen Tatsachen:

„... Blutfeld, welch ein großer Durst hat dich gepeinigt,
Daß du so viel trankst in einem Zug vereinigt;
Trankst viel edles Ungarblut an einem Tage,
Und ein deutscher Wirt gab dir dort das Gelage.
Zu uns ist als Gast der Deutsche hergekommen,
Doch bald hat das Recht des Herrn er sich genommen,
Und wie niederträchtig hat ers da getrieben,
Wie viel Schändlichkeiten konnte er verüben ...“

Martinovics, Lackovics, Hajnoczi, Sigray und Szentmarja, Petöfi nennt sie Madjaren, obwohl nur der letzte es war; Sigray entstammte einer 1733 aus der Zips nach Innerungarn eingewanderten deutschen Familie, die anderen slawischen Sippen — nun, diese Männer wollen Ungarn befreien:

„Wirst du, geliebtes Volk, nur seufzen immer?
Weiterhin nur dienen? Nein und nimmer!
Bei Gott: Nicht mehr sollst du in fremdem Joche klagen,
Und am wenigsten im deutschen, laß dirs sagen.
Kannst in uns sehen die Befreier, die dich retten,
Welche dich erlösen aus den Sklavenketten,
Und den Schandfleck, der auf deinem Haupte ruhte,
Waschen wir hinweg mit des Tyrannen Blute ...“

Martinovics, dessen Vorfahren 1690 mit dem Ipeker Patriarchen Csernovics nach Ungarn gekommen waren, wurde jedoch samt seinen Freunden hingerichtet:

Laut die Ungarn schluchzten da in ihrem Schmerze,
Doch die Deutschen lachten höhnisch wie im Scherze ...“

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit forderten auch die Madjaren 1848—49, dazu dem österreichischen Gesamtstaat gegenüber Unabhängigkeit und Selbständigkeit; bei den nichtmadjarischen Völkern Ungarns aber sollte ihr Herrschaftsanspruch durchgesetzt werden. Auf die nationalen Forderungen der Serben in Südungarn antwortete Kossuth übermütig: „Dann werden die Waffen entscheiden“. Und damit begann dann tatsächlich die blutige Auseinandersetzung zwischen den Nationalitäten und den Madjaren, auf deren Seite noch die Masse der Slowaken und mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen das politisch unmündige ungarländische Deutschtum standen. Da Kossuth mit seinen Maßnahmen die Monarchie zu zerschlagen suchte, mußte sich auch das Herrscherhaus gegen die Madjaren wenden. Petöfi hetzte gegen alle Nichtmadjaren und beklagte zugleich die Vereinsamung des Madjarentums:

„Feindlich steht uns gegenüber,
Wie ich seh, die ganze Welt.
Armer Madjar, ach wie bist du
Ganz allein auf dich gestellt! ...“

Haben oft geteilt mit vielen
Unser Essen, unsren Krug,
Unsr Kleider, unser Obdach:
Hungerleider gabs genug ...“

Wir verhasen sie so gründlich,
Sobald die Geduld zu End,
Daß man diese armen Widre
Wahrlich noch bedauern könnt.“

(*Már minékünk ellenségünk*, April 1848)

Nur der Madjare ist Herr im Lande, verkündet er in „*Magyar nép*“ (Das madjarische Volk, Juni 1848):

„... Der Madjar frei ... Dir, Deutscher, sind gezählt die Tage!
Nicht fühlt weiter mehr das Volk der Willkür Plage,
Wirst nach Egelart den Durst nach Blut nicht stillen,
Gott hat dich bestraft für deinen bösen Willen.

Soll der Deutsche, der Slowak im Land befehlen?
Hier, wo so viele Madjaren hauchten aus die Seelen?
Madjarenblut erwarb sich rühmlich diese Schollen,
Und jahrtausendlang ist Madjarenblut entquollen.

(Wörtlich: ... haben Madjaren sie verteidigt.)

Nur der Madjar übt hier aus die Herrscherrechte,
Und wer uns jetzt auf die Köpfe steigen möchte,
Dessen Kopf wird bald verspüren unsre Tritte,
Und schlagen ihm die Sporen in des Herzens Mitte ...“

Noch leidenschaftlichere Töne schlägt Petöfi an in „*A nemzethez*“ (An die Nation). Damals im August 1848, hatten Serben, Rumänen, Kroaten sich gegen die madjarischen Hegemoniebestrebungen bereits erhoben; das größte Unheil drohte dem Land und seinen Völkern; er aber sang:

„Auf, mein Land, mein Volk, auf ihr Madjaren! .. Fragt ihr, wo der Feind ist? Laßt das Fragen! Überall steht er, wohin ihr schauet, Und der ärgste ist von allen jener, Dem wie einem Bruder ihr vertrauet. Unter uns, da stehn die größten Feinde, Stehn die falschen Brüder, die Verbrecher ...	Treffe alle sie das Todesurteil! Ob auch tausendfach sich Blut ergieße, Ob auch dann der Blutstrom von der Straße Durch die Fenster in die Häuser fließe. Leicht erledigen wir die äußern Feinde, Fällt der Schurken Haupt am Henkerblocke .
---	---

Im September tobte bereits der Kampf „auf Leben oder Tod“ (*Elet vagy halál*):

„Von den Karpaten bis zur untern Donau
Ein Wutgeheul, ein wildes Sturmgebräus!
Mit wirrem Haar und blutbedeckter Stirne
Steht der Madjar allein in Kampf und Graus ...

Kroaten, Deutsche, Serben und Rumänen,
Was schnappt ihr alle nach dem Ungarland?
Das Schwert, das gegen Türken und Tataren
Euch schützte, blinkt in des Madjaren Hand ...

Denn Raben seid ihr, widerliche Raben,
Doch der Madjar ist noch lang nicht tot,
Bei Gott noch nicht. Gar bald mit eurem Blute
Malt an den Himmel er sein Morgenrot ...
Kein Friede sei, bis nicht der letzte Tropfen
Des Bluts aus eurem bösen Herzen rann ...

Auf denn, Madjaren, gegen diese Horde,
Der nur dein Gut und Blut ins Auge sticht ...
Mit Löwen haben einstens wir gerungen,
Jetzt fresse uns auf diese Läusebrut? ...

Hier sei wiederholt, daß die führerlosen Ungarndeutschen mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen 1848/49 auf madjarischer Seite kämpften. B. Szemere, Ministerpräsident der Kossuth-Regierung, verherrlichte sie dafür in einer Ode „An die Deutschen“ so:

„Göttliches Volk, dich bekränzt im Frieden der Engel des Landes,
Schaffst, lebst fürs Vaterland, im Kampfe dafür erstirbst ...“

Freilich, das Gedicht Szemeres blieb unveröffentlicht.

* Am Neujahrstag 1849 (*Újév napján*) verfaßte Petöfi ein besonders blutrünstiges Gedicht, das bisher ins Deutsche nicht übersetzt worden ist. Es lautet:

„Megérte ezt az évet is, / megérte a magyar haza; / a vészes égen elborult, / de nem esett le csillaga. / Meg van vagdalva, vérzik a kezünk, / de azért még elbirja fegyverünk, / s merre vág, / ott hagyja fájó vérnyomát.

Ott hagyja fájó vérnyomát, / haramja csorda, képeden! / Hogy majd az ítéletnapon / e bélyeg vádolód legyen, / vádolód az isten színe előtt / és gyujtsa rettentő haragra őt / te ellened, / ki ránc veszett fogad fened!

De mit az ítélet nekünk? / Ha lesz is az, sokára lesz! / És ami több, és ami fő; / az isten könyörület. / Még majd kegyelmet adna nekik ő. / Ne várakozzunk; e vérengző / kutyák felett / tartsunk magunk ítéletet!

Tartsunk oly véritéletet, / hogy elborzadjon a világ; / majd addig szórjuk rájuk / szörnyű halálos nyavalyát, / amig hirmondónak marad csak egy, / ki majd otthon reszketve mondja meg: / hogy jaj neki, / ki a magyart nem tiszteli!

Nekünk most az isten kevés, / mert ő nem eléggé kemény; / hozzád imádkozom pokol / az új esztendő reggelén: / Önts szíveinkbe minden dühödet, / hogy ne ismerjünk könyörületet, / mig e gazok / közül a földön egy mozog!“

Deutsch:

Das ungarische Vaterland hat auch dieses Jahr erlebt. Am stürmischen Himmel verdunkelte sich zwar sein Stern, aber untergegangen ist er nicht. Unsere Hand ist zerschnitten, sie blutet, doch kann sie die Waffen noch tragen, und wohin sie schlägt, läßt sie blutige Spuren zurück.

Läßt blutige Spuren, Räuberhorde, an deiner Fresse zurück. Damit sie beim letzten Gericht dein Ankläger seien; dein Ankläger vor dem Antlitz des Herrn. Mögen sie ihn zu furchtbarem Zorn entfachen gegen dich, die du uns deine wütigen Zähne zeigst.

Aber was soll uns das Urteil? Wenn es auch eines gibt, das dauert noch lange. Und was am wichtigsten ist: Gott hat Erbarmen, er würde ihnen vielleicht verzeihen. Warten wir nicht ab: Über diese blutrünstigen Hunde sprechen wir selbst das Urteil.

Sprechen wir ein solches Bluturteil, daß die Welt davon erstarre. Wir werden so lange das schreckliche, todbringende Unheil über sie streuen, bis nur ein einziger übrigbleibt, der zuhause zitternd berichtet: Wehe dem, der den Madjaren nicht ehrt!

Uns genügt Gott jetzt nicht, denn er ist nicht genügend hart; zu dir bete ich, o Hölle, an diesem Neujahrsmorgen, impfe in unsere Herzen deine ganze Wut, damit wir kein Erbarmen kennen, solange von diesen Schurken auf Erden auch nur einer sich bewegt!

Als man am 31. Juli 1849 in Budapest Petöfi als größten Bolschewik seiner Zeit feierte, zitierte der Festredner Márton Horváth die letzte Strophe dieses Gedichtes und behauptete, der Dichter habe mit ihr seinem Haß gegen die fremden Imperialisten Ausdruck verliehen. Doch da wir wissen, daß er damals in der siebenbürgischen ungarischen Armee des polnischen Generals Bem gegen die in Siebenbürgen beheimateten Rumänen und Sachsen kämpfte, dürfte die Antwort darauf, welche Gruppe wie fremde Imperialisten hauste, nicht unbedingt zugunsten des Dichters und der Madjaren ausfallen. Horváth berichtete ferner, daß Petöfis deutschfeindliche Gedichte in russischer Übersetzung den Sowjetsoldaten in die Hand gedrückt worden seien, um ihnen Deutschenhaß beizubringen. Daß sie gelehrt waren, wird jedermann zugeben, selbst wer Petöfis „schönstes Gedicht“ nicht kennt:

„... Mein schönst Gedicht wird sein, wenn Wien einst
Die Rache meines Landes droht,
Und ich mit blanker Säbelspitze
In hundert Herzen schreib: den Tod!“

Eins seiner Gedichte wurde bei den Feierlichkeiten zum 100. Todestag des Dichters, an denen auch die russische Prominenz in Budapest teilnahm, nicht gelobt; es ist sein vorletztes; es hat den Titel „*Föl a szent háborúra*“ (Auf zum heiligen Krieg) und entstand zwischen dem 20. und 30. Juni 1849 unter dem Eindruck der Nachricht, daß Kai-

ser Franz Joseph I. sich mit Rußland gegen die madjarische Revolutionsarmee verbündet hatte:

„... Fluch dir, König, böse Ahnung
Dich wohl trieb,
Daß der Pakt nur mit dem Teufel
Dir noch blieb.
Doch vergeblich war der Handel,
Glaub mir dies,
Denn kein Teufel retten kann, wen
Gott verließ.

Zahlreich ist der Russe, hat er
Was davon?
Wir sind mehr noch, hundert kommen
Wohl auf einen Russen schon.
Und wenn unser Heer an Zahl auch
Schlechter ständ:

Gott sei Dank, es weiß die Welt ja,
Daß man uns Madjaren nennt.

Kinder, habet keine Angst, ihr
Seid gefeit,
Der Kosaken rohe Lanzen
Tun gewiß euch nichts zuleid;
Frauen, Mädchen, weint nicht eure
Wangen rot,
Die Umarmung fremder Krieger
Und Entehrung euch nicht droht.

Alles, was uns hehr und heilig,
Ist bedroht ...“

Dieses Gedicht gehört ebenso zu Petöfis Werk wie seine schönen unpolitischen Verse und jene ganz anderen, in denen er Könige, Pfarrer und Völker beschimpft und ihren Tod fordert, womit er sich zugleich als Madjare zu beweisen trachtet. Ein Vergleich seiner patriotischen Lyrik mit der der deutschen Befreiungskriegszeit 1809/1815 oder mit den Revolutionsliedern jenseits und diesseits des Rheins um 1848/1849 enthüllt jäh, wie kraß er von den idealistischen Poeten Westeuropas, auf denen er sonst geistig fußt, absticht — durch Hemmungslosigkeit, Mangel an Großmut und Unfähigkeit, Gegner anders als keifend anzuschauen, durch primitive Mordlust und hinterwäldlerische Ungerechtigkeit. Unter den Aposteln des Hasses verdient er, einer der gefährlichsten Agitatoren der Geschichte, schärfste Beachtung, denn die von ihm in einem leicht verhetzbaren Volk ausgestreute Saat keimte aus zu bösen, schließlich zu verheerenden Taten.

Die ungarischen Literaturhistoriker fertigten von Petöfi das durch seinen Schlachtentod noch zusätzlich verklärte Bild eines genialen, edlen, schwermütigen, reinen Jünglings an. In Deutschland lag es nahe, in diesem Porträt einen ungarischen, daher mit Lénauischen Gefühlstönen verbrämten, bedeutenderen Theodor Körner zu erblicken. Man versäumte, sich aus seinem Werk ein Urteil zu bilden. Tut man das aber — und es ist nötig, daß es geschieht — dann können selbst seine herrlichen Liebeslieder den abstoßenden Eindruck nicht mindern, den jeder unbefangene Leser, ob gebildet oder nicht, durch die Haßausbrüche und das Geflüche, durch die blutlüsternen chauvinistischen Prahlerien dieses Dichters empfängt, den die Madjaren für ihren größten halten, wobei sie vergessen, daß er von Geburt ein Slowake war.

sie in aller Öffentlichkeit inszenierten. Der Fall Laguardia ist hier ein treffendes Beispiel. Es ist höchst interessant und dankenswert, daß nun auch eine englische Parlamentarierin, Viscountess Astor, die gebürtige Amerikanerin ist, auf diese deutschfeindlichen Machenschaften aufmerksam macht. Viscountess Astor hat sich in den USA. aufgehalten und hat nun vor ihrer Rückkehr nach England ihre Eindrücke folgendermaßen umschrieben:

Sie sei entsetzt über die deutschfeindliche Propaganda, die sie in Amerika festgestellt habe. Wenn hinter dieser Deutschfeindlichkeit die Juden stünden, so gingen diese entschieden zu weit. Jene deutschfeindliche Propaganda sei eine Gefahr für den Weltfrieden und bedeute somit gleichzeitig eine schwere Gefahr für die Vereinigten Staaten selbst. Sie, Lady Astor, könne nicht verstehen, warum gegen Deutschland gehetzt werde, während über das, was in Rußland und Spanien vorgehe, Stillschweigen bewahrt werde. Der Kommunismus wolle einen europäischen Krieg, denn er könne nur von einem Krieg profitieren. Wenn sich der Kommunismus vor einer Macht fürchte, so sei das Deutschland. Wer also eine deutschfeindliche Propaganda betreibe, spiele dem Bolschewismus in die Hände.

*

Ehrenpromotionen anlässlich der 200-Jahrfeier der Universität Göttingen

Anlässlich der 200-Jahrfeier der Universität Göttingen wurden folgende Ehrenpromotionen vorgenommen:

Theologische Fakultät: Präsident Pastor Dohms, Rio Grande (Brasilien), Professor Johann Lindblom, Lund (Schweden).

Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät: Professor Salvatore Riccobono, Rom, Professor Dr. Oscar Almgren, Upsala (Schweden), Professor Dr. Lüben Dikoff, Sofia.

Medizinische Fakultät: Professor Dr. Krogh, Kopenhagen, Dr. Jaksa Raccic, Split (Jugoslawien).

Philosophische Fakultät: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Professor Dr. Pasquali, Florenz, Professor Funaioli, Bologna, Professor Faust, Ithaca.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät: Professor Dr. Bruno Sander, Innsbruck, Professor Francesco Severi, Rom, Professor O. Borge dal, Oslo und Dr. O. E. Baker, Washington.

Zu Ehrenbürgern der Universität wurden ernannt: Professor Oscar Hagen, Wisconsin (USA.), Professor Dr. Nevanlinna, Helsinki, und der Kurator Ministerialrat i. R., Geheimrat Dr. Valentiner, Göttingen.

*

*) Wie arg der Haß der Tschechen war, erlebte jeder, der ihr Land zwischen 1919 und 1938 besuchte. Als Hitler — einer seiner schwersten Fehler! — wenige Monate nach der Befreiung der Sudetendeutschen, der alle Mächte zustimmten, das Protektorat Böhmen-Mähren schuf, wobei den Einmarsch seiner Truppen die Bevölkerung nicht störte, anders als die Invasion der Russen und ihrer Vasallen am 21. August 1968, da begann für die Tschechen ein Leben, das sich wirtschaftlich und sozial nach Kriegsausbruch fast besser anließ als im Binnenreich. Die Angst, daß sie sich damit einverstanden fühlten, veranlaßte Exiltschechen zum Mord an Heydrich, dem Reichsprotektor, worauf — unsinnig und schändlich! — die männliche Bevölkerung des Mörderverstecks Lidice erschossen wurde. Die Rache der Tschechen nach 1945 — der Nutznießer eines nicht selbst erfochtenen Sieges — sah so aus: 7 Millionen Tschechen vertrieben über 3 Millionen Deutsche, dazu mehrere 100 000 Ungarn, unter entsetzlichen Grausamkeiten; fast eine Viertelmillion Deutsche wurde ermordet; alle 3 Millionen ausgeraubt. Um das Ausmaß der Tat zu begreifen, sei bedacht: hätten die 85 Millionen Deutschen in Mitteleuropa gegen Westen gewagt, so viele Menschen auszutreiben, als der Hälfte ihrer eigenen Zahl entsprach, so wären alle Franzosen vom Haus gejagt worden, und hätten die es vollbracht, so wäre Spanien verschwunden, und wäre dieses dazu fähig gewesen, so gäbe es kein Portugal mehr. — Kein Volk als die Tschechen hat sich zu einer solchen Tat erkühnt, und dies gegenüber einem zehnmal größeren Volk. Eine gute Frucht des Freiheitskurses, den die Tschechen 1968 einschlugen und den die Russen erledigten, war die endlich, z. B. von der Zeitschrift „Host do domu“, Brunn (Heft 5), einbekannte Schuld an dem 1945/46 gegenüber den Sudetendeutschen verübten ungeheuerlichen Verbrechen. Man billigte nun auch den noch dort lebenden Deutschen plötzlich eine Selbstvertretung und eigensprachige Schulen zu, die ihnen im Gegensatz zu Ungarn und Rumänien verwehrt waren, übrigens genau so wie in Polen.

Die obere Kultur mit sich gebracht, das städtische Wesen auf beiden Seiten der Karpaten gepflanzt, das Leben ganz Siebenbürgens in feste Formen endgültig gebannt, den Westen mit dem Osten bis zur Donau und zu den fernen tatarischen, griechischen und türkischen Ländern mit Handelsbeziehungen verbunden, abendländische befruchtende Einflüsse auf die morgenländisch gefärbte Kultur der Rumänen ausgeübt, den Sieg der nationalen Sprache der Rumänen über die mittelalterliche Kulturform des Slawischen gefördert zu haben — das sind die Vorrechte und Verdienste der Siebenbürger Sachsen für die allgemeine Kultur und besonders für jene der Rumänen, was wir nicht genug anerkennen und schätzen können.

Nikolaus Jorga, der große rumänische Historiker

Ritoók János. Kettős tükör. A magyar-szász együttélés múltjából és a két világháború közötti irodalmi kapcsolatok történetéből. (Doppelspiegel. Aus der Vergangenheit des magyarisch-sächsischen Zusammenwirkens und der Geschichte ihrer literarischen Verbindungen zwischen den beiden Weltkriegen). Verlag Kriterion, Bukarest 1979. Broschiert. Mit mehreren Lichtbildern. 256 Seiten. Lei 10.—

In den zwanziger Jahren entspann sich in Siebenbürgen zwischen den ungarischen Schriftstellern, die sich um die Zeitschrift »Erdélyi Helikon« scharten, und den deutschen der Monatsschrift »Klingsor«, Kronstadt, eine herzliche Zusammenarbeit. In unserem Heft 1/1968, Seite 18–25, schilderte sie Professor Dr. Otto Forberth als »Stunde der Siebenbürgischen Seele«, woran ich meine Darstellung des »Verdämmerns der Siebenbürgischen Seele« fügte. Diese Geschehnisse behandelte ich nochmals im Aufsatz »Wer behinderte die Völkereintracht in Siebenbürgen?« im Heft 4/1978, Seite 292–294. Doch schon 42 Jahre früher berichtete ich im Heft 12/1936, Seite 468–472, des »Klingsor«, Kronstadt, hierüber, aufgeklärt von einem wesentlichen magyarischen Dichter, dessen Namen ich damals auf seinen Wunsch verschwiege — es war Karl Kós.

Nach Hitlers Machtergreifung im Reich 1933 begann besonders in einer gewissen deutschsprachigen Presse in Czernowitz und in magyarisch geschriebenen Zeitungen Westrumäniens nicht allein eine breite Kritik am Nationalsozialismus, was ja das gute Recht dieser Blätter war, sondern auch eine rabiate Hetze gegen das ganze deutsche Volk, einschließlich der Deutschen Rumäniens, die »Bastarde« seien, die man »knuten und kastrieren müsse«. Solche Niederträchtigkeiten des Verleumdungsfeldzuges mußte ich als Leiter des »Klingsor« zurückweisen; sie waren gesteuerte Störungen der Völkereintracht des Landes. Unbegreiflicherweise zeigten uns auch die Helikon-Freunde trotz unserer Bruderküsse mit ihnen jetzt jäh die kalte Schulter, beantworteten Briefe nicht oder kühl; als Eingeladene zum 10. Jahresfest des »Klingsor« erschienen sie nicht, während die Regierung in Bukarest einen Vertreter entsandte und rumänische Autoren unsere Gäste waren und uns stets auch in Zukunft freundlich begegneten, kurz: der Helikon-Kreis wollte die Zeitungs-Kapitalisten, von denen jene Deutschenhetze ausging, nicht gegen sich erboen durch weitere Bekundung der Freundschaft mit uns.

Dazu kommt noch, daß man zwar von der schlimmen Behandlung der Deutschen in Horthy-Ungarn Rückwirkungen auf die Lage der Madjaren in Rumänien befürchten konnte, was mir jeder Helikon-Angehörige in Gesprächen bestätigte, doch ließ keiner, wohl um Unterstützungen nicht zu gefährden, sich in dieser Sache öffentlich vernehmen. Am wichtigsten aber war: ich wollte das ganze Siebenbürgen zum Zusammenklang bringen, Deutsche, Rumänen und Madjaren; das mißlang; in dem von mir erstrebten Sinn waren allein die Sachsen echte Siebenbürger; zwischen Rumänen und Ungarn bestanden zu starke Gegensätze.

Und nun liegt vor mir das hier angekündigte Buch Ritoóks, in dem viele Unterlagen für die magyarische Spiegelung jener Ereignisse zusammengetragen sind mit dem Ziel, mich als Ursache der Abkehr des »Helikons« vom »Klingsor« zu beschuldigen. Diese Abkehr war aber sofort nach der Deutschen-Hetze spürbar und erst viele Wochen später wies ich zum erstenmal auf sie hin (Klingsor, Heft 4/1933, Seite 154–155 — das Heft enthält auch Beiträge ukrainischer und jüdischer Autoren).

Auf Grund von heute lächerlich wirkenden, durch Besprechungen in aller Welt längst widerlegten Rezensionen, die Ritoók aus den Jahren 1933–1936 als einzige heranzieht, werde ich wegen meiner Novelle »Der baltische Graf« und des Romans »Zwischen Grenzen und Zeiten« zum »Imperialisten« und Madjarenhasser gemacht. Das sind nichts weiter als Ausstrahlungen jener Deutschenhetze. Darüber sich noch zu äußern, ist unnötig.

Südostdeutsche Volksblätter München
4/1980, Seite 322/323

voreingenommen

Der magyarisierte Werschetzer Schwabe Karl Molter, der die deutsche Gegenwartsdichtung, ohne sie wirklich zu kennen, hinterwäldisch schulmeisterte, wetzte sich auch an mir. Doch wie verdrückt wirkte er mitsamt dem Baron Kemény auf mich, als ich, damals deutscher Offizier, den beiden im Zug auf einer Fahrt durch Siebenbürgen begegnete. Keiner beklagte Siebenbürgens Teilung, weil ja die Hälfte durch den Wiener Schiedsspruch an Ungarn gefallen war, wogegen ich mich, als ich von dem Plan jener Teilung vorher erfuhr, sofort dagegen auflehnte (siehe unser Heft 4/1960, Seite 204–208).

Ich kann zu Ritoóks Thesen nur sagen, daß sie falsch sind. Hätte er meine Veröffentlichungen zu jenem Gegenstand beachtet, wäre er zu einem anderen Ergebnis gekommen. Es freut mich, daß er mit überaus zahlreichen Anmerkungen, einer Chronik der siebenbürgisch-deutschen Geschichte, einem Namensregister und der Wiedergabe von Briefen zwischen sächsischen und magyarischen Autoren — die meisten dieser Schreiben sind belanglos — eine außerordentliche Arbeit leistete, die manche Einzelheiten anlichtet, aber eben nicht alle und besonders nicht jene, die seiner These widersprechen, und darum wurde der »Doppelspiegel« zum Zerrspiegel. Die Rumänen sahen mich ganz anders, als er mich konterfeit. Schon das hätte ihn stützt machen müssen. Heinrich Zillich

- voreingenommen

Ritoók

slad

1982

Südostdeutsche
Volksblätter

München,

4/1980

Seite 322–323

k g s

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

25. Jahrgang

München 1976

Folge 4

Andreas Birkner 65 Jahre alt

Von Hans Bergel

Pünktlich zu seinem 65. Geburtstag schrieb „sich“ Andreas Birkner seinen bisher umfangreichsten und in der inneren Dimension am weitesten ausgreifenden Roman: „*Das Meerauge*“ (Europaverlag, 1976, Wien; 420 Seiten, DM 28,—). Diesen Roman im Zusammenhang mit dem Geburtstag des Verfassers zu sehen, heißt nur vordergründig die kalendarische Zufallsübereinstimmung bemühen. Tatsache ist vielmehr, daß der am 15. August 1911 in Kleinschenk/Siebenbürgen geborene Andreas Birkner im „*Das Meerauge*“ eine Summe seiner grundsätzlichen epischen Absichten verwirklichte, die jubiläumshafte das bisherige Werk überragt: die massige Breite der Anlage, die Vielzahl und Vielfalt der dramatis personae, die ausholende geographische Geste, die Beschwörung historischer Epochen, die kunstvolle Führung der Handlungsstränge, das jean-paulisch wuchernde Kompositionsgeäst — kurz, der Versuch der künstlerischen Überdachung einer so uneinheitlich-widersprüchlichen Welt mit dem Zweck, die dennoch gegebene Einheit sichtbar zu machen, ist in keinem anderen Erzählwerk Birkners so programmatisch augenfällig wie hier. Und so sei die Feststellung erlaubt: daß runder Geburtstag und selbstbestätigender Nachweis „breitbrüstigen“ epischen Vermögens durchaus übereinstimmen und zusammengehören.

Andreas Birkner ist — und will partout nichts anderes sein — durch und durch Südostdeutscher, und zwar in dem Sinne wie — ich erwähnte es schon bei anderm Anlaß — etwa Halldor Laxness Isländer, Ivo Andrić Kroat; man könnte weitere Namen anführen, um jene Identität von Autor und Herkunftsprovinz zu bezeichnen, die in der europäischen Literatur zwischen Grimmelshausen und Tolstoi, Boccaccio und Hamsun immer schon die Voraussetzung für den großen, authentischen Realismus im Epischen war. Die Wirklichkeit der kommunistischen Ära der „Provinz“ Siebenbürgen, die Epoche nach 1945 über das Siebenbürgische hinaus auch in den anrainenden Landschaften — bis zur Schwarz-Meer-Küste — in Bild und Gestalt festzuhalten und späteren Geschlechtern zu überliefern, fiel unter den deutschschreibenden Autoren Südosteuropas, dem Kleinschenger Bauernsohn, dem lutherischen Pfarrer und — seit dem Jahr 1966 in Freiburg lebenden — Seelsorger der Universitätsklinik Andreas Birkner als Aufgabe zu.

Dabei hat es etwas Bestürzendes, daß der 1944 erschienene Roman des Dreiunddreißigjährigen „*Wind in der Tenne*“ das letzte größere Erzählwerk für die Dauer der folgenden drei Jahrzehnte blieb. Erst der in den Westen ausgesiedelte, erst der alternde Andreas Birkner durfte in seinem 1973 veröffentlichten Roman „*Die Tatarenpredigt*“ wieder so über seine Heimat schreiben, wie diese tatsächlich ist und wie es der künstlerische Auftrag der Wahrheitstreue ihm also vorschrieb — Widerspiegelung kommunistischer Wirklichkeit in einem Schriftstellerdasein. Bestürzendes hat weiter die Tatsache,



daß Birkner nach rund dreißig stummen Jahren nun in atemberaubend kurzen Zeitspannen und mit einem Ungestüm des Schöpferischen, dessen Folge jedesmal die fast völlig körperliche Ermattung ist, Romanwerk um Romanwerk „ausstößt“: 1973 erschien „Die Tatarenpredigt“ — in ununterbrochener Reihe entstanden seither in einem Zustand der Besessenheit vom Aussagenmüssen drei weitere große Romane, zu schweigen von der nicht abreißen lassen Kette der Erzählungen. Dies ganze, innerhalb der letzten Jahre zustandegekommene Oeuvre wird dermaleinst als balzac'sches Panorama der siebenbürgischen Wirklichkeit unserer Tage zur Kenntnis genommen werden müssen.

Es gehört zur Gesetzmäßigkeit im Leben des heute Fünfundsechzigjährigen, daß das Erlöschen jener im Blick auf seine frühen Arbeiten — bis einschließlich „Wind in der Tenne“ — oft genannten hamsun'sche Patenschaft nun unaufdeckbar bleibt, weil es keine Spuren im Literarischen hinterließ. Denn nicht nur, daß Andreas Birkner zwischen 1944 und 1973 kaum Nennenswertes veröffentlichen konnte, wegen renitenter politischer Unbotmäßigkeit dem Bukarester Totalitarismus gegenüber wurde er 1959 im größten Schriftstellerprozeß Rumäniens zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Was sich aber dann beginnend mit „Die Tatarenpredigt“ und den ersten im Westen entstandenen Erzählungen an persönlicher Handschrift, an gestalterischem Eigenwuchs und individueller Unverkennbarkeit zu erkennen gibt, weist Hamsun'sches kaum noch auf, es ist — worauf schon die große, niemals veröffentlichte Erzählung „Der Brautschmuck des Sebastian Hann“ aus den fünfziger Jahren hinwies — „reiner“ Andreas Birkner, was nun vorgelegt wird: so ursiebenbürgisch humorig und „umständlich“, kauzig und weit-schweifig, bäuerisch umschreibend und vielsagerisch augenzwinkernd, daß die Identifikation von Autor und Herkunftsregion dem Kenner als total erscheint. Daß all diese Merkmale der Herkunft freilich getragen werden von meisterlicher Kraft des Erzählerischen, von einer nur bei zutiefst musischen Naturen auftretenden Fähigkeit zu feinsten Pointierung, von Könnerschaft im Ordnen und Bewegen großer Stoffmassen, beweisen die veröffentlichten und unveröffentlichten Romane — darunter „Fahrt in die Nacht“ —, beweisen die vielen einzeln veröffentlichten oder die im Band „Der lange Segen“ enthaltenen Erzählungen — darunter filigrane Kostbarkeiten wie „Der fromme Spruch“ —, beweist nun von neuem das Epos „Das Meerauge“: der kleine Hochgebirgssee, der durch die Sage unterirdisch verbunden wird mit dem großen Ozean und bei Andreas Birkner als Sinnbild für die hinter dem Eisernen Vorhang in der fahlen Landschaft des Kommunismus ausgesetzte Gemeinde seiner Landsleute erschüttert.

Diesem Erzählerwerk*) und seinem Autor, Andras Birkner, zum 65. Geburtstag sei hier Anerkennung und Glückwunsch von Herzen ausgesprochen.



Alles muß man sich von der Politik bieten lassen, nur nicht für dümmen gehalten zu werden, als es diejenigen sind, von denen man sich alles bieten lassen muß.

Alexander Lernet-Holenia

*) Alle oben erwähnten und andere Erzählungen Andreas Birkners erschienen zuerst in unseren Blättern: „Die schönste Frau der Welt“ in Heft 4/1967, S. 211/218; „Der lange Segen“, Heft 1/1976, S. 24/31; „Die Vesper aus der Mülltonne“, 2/1970, S. 83/85; „Der fromme Spruch“, 3/1971, S. 164/171; „Das Silberkreuz“, 1/1972, S. 32/37; „Schwarzer Schnee“, 4/1973, S. 232/237; „Der Siebenschläfer aus der Moldau“, 1/1976, S. 16/20; „Witze in der Hölle“, 3/1976, S. 171/177. Die früheren Bücher Birkners wurden besprochen in: Heft 4/1973, S. 277/278; 1/1976, S. 63/64.

Das Haus der Donauschwaben in Sindelfingen

Von Jakob Wolf

*„Herr, segne dieses Haus mit allem, was zu sehn,
Herr, segne, die da aus und ein in Frieden gehn!
Und jeden Gegenstand, ein jedes alte Bild,
und Fenster, Tür und Wand und Schwelle segne mild!
Und segne fort und fort, was irrt und was verwirrt,
und segne jedes Wort, das da gesprochen wird ...“*

Diese Verse widmete der noch in der alten Heimat lebende Dichter Peter Barth, nachdem er, zu einem Vortrag eingeladen, einige Tage in Sindelfingen verbrachte, dem Haus der Donauschwaben. Viele andere, die sich nur schlicht und bescheiden ins Gästebuch des Hauses eingetragen haben — und dieses hat Eintragungen von Landsleuten und prominenten Besuchern aus aller Welt —, äußerten sich in gleichem Sinne, auch wenn sie es nicht in gebundener Rede zum Ausdruck zu bringen vermochten. In der Tat: Was dieses Gemeinschaftswerk der Donauschwaben bedeutet, drückt sich auf der Ehren-
tafel, auf der die Namen der Stifter und Ortsgemeinschaften eingetragen sind, ohne Zweifel deutlich genug aus.

Mit der Einweihung des Hauses und seiner Übergabe im Jahre 1970 war zwar ein ansehnliches Werk geschaffen, doch es ist und bleibt nur Hülle und Gehäuse — die Aufgabe, die dabei an uns alle gestellt wurde, ist erst noch zu erfüllen. Sie dürfte, wenn dies im Sinne der Initiatoren durchgeführt werden kann, über unsere wie über die nächste Generation andauern. In der Zwischenzeit ist denn auch von Jahr zu Jahr ein Programm durchgeführt worden, das eine beachtliche Reihe donauschwäbischer Künstler, Schriftsteller, Wissenschaftler und Forscher sowie Redner und Vortragende aus den Reihen der Landsmannschaften Revue passieren ließ. Zahlreiche Gruppen- und Einzelbesuche wurden registriert, ja ganze Schulklassen besichtigten die Einrichtungen, kurzum: Es hat sich so etwas wie ein ständiger Besucherstamm herausgebildet aus den Reihen der Landsleute, die das Vorhandensein dieses Hauses mit Genugung erfüllt und die für alles darin Gebotene Dankbarkeit erwiesen.

Und dabei ist es nicht einmal mit einer Gaststätte oder einem Vesperstübchen ausgestattet, daß man es sich darin gemütlich machen könnte. Man hat vielmehr darauf geachtet, es zu einer Begegnungsstätte in erweitertem Sinne werden zu lassen.

Wer sich einmal vornimmt, einen Gang durch die Räume zu unternehmen oder an einer Gruppenführung teilzunehmen, dem müssen viele Blickfänge gegenübergestanden haben, denn die Zeit scheint fast immer zu kurz, um sich mit Einzelheiten zu befassen und die dargebotenen Stücke auch gründlich zu studieren.

Schon im Foyer bleibt der Blick an der Ehren-
tafel haften. Darauf ist festgehalten, mit wessen Hilfe und Unterstützung das Haus entstanden ist und welche Einzelpersonen oder Ortsgemeinschaften Stifteranteile bis zu 10 000 DM aufgebracht haben. Bis 1975 waren es weit über vierzig, die den vollen Betrag zusammengetragen haben.

Auf der gegenüberliegenden Seite ist in gleicher Ausführung wie die Ehren-
tafel zum Gedenken der Toten der Heimat, der Opfer des Krieges, der Gewalt und der Vertreibung in die Wand eingelassen. Sie dürfte die Einstimmung des Besuchers von vornherein erwirken, die ihn sicherlich auch bei der Besichtigung der weiteren Schau-
stücke nicht verlassen wird. So ist wohl auch jeder ergriffen, der den Bauernwagen aus der Gemeinde Filipowa in der Eingangshalle zu sehen bekommt. Wenn dazu noch erklärt wird, welchen Weg dieser Wagen zurückgelegt hat, so ist er sich des ganzen Elends bewußt, das die Donauschwaben in den Jahren 1944/45 begleitete. Das daneben stehende

Dorfmodell von Rudolfsnad, einer Schicksalsgemeinschaft dieser Jahre, vervollständigt noch die Erinnerung an die Schreckenszeit. Mit dem auf der Stirnwand angebrachten Fries, einem Natursteinmosaik von Josef de Ponte, auf dem die unablässige kulturelle Befruchtung des pannonischen Raumes durch deutsche Menschen in Einzelbildern verdeutlicht wird, weist der Künstler zum Schluß auf den gleichen schicksalhaften Vorgang hin, der auch in den vorgenannten Stücken zum Ausdruck gebracht wird.

Freundlicher jedoch wirken die im Vortragssaal nebenan in einer Wandvitrine entlang des Raumes aufgestellten Trachten aus allen Teilen unserer Heimat auf den Betrachter. Dieser Raum erlebte bisher zahlreiche Veranstaltungen in mancherlei Form.

Der Museumssaal beherbergt eine Schau von Bildern und Karten, die in historischer Folge die Wände rundum schmücken, in Standvitrinen alle Siedlungsgebiete mit einer Karte und in zahlreichen Bildern aufzeigen, in den Fensternischen Zusammenfassungen mit Spezialgebieten wie Kirchen, Schulen, Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe, Genossenschaftswesen, Bankinstitute und Geldschein- wie Münzensammlungen präsentieren. Die Krönung stellen die Porträts bedeutender Persönlichkeiten der Donauschwaben dar, die im geistig-kulturellen wie im politischen und wirtschaftlichen Leben eine Rolle spielten.

Im Obergeschoß sind zwei Sitzungsräume, die Bücherei mit Ausstellungsgelegenheiten, das Patenschaftsbüro der Stadt Sindelfingen, die Geschäftsstellen der Landsmannschaften, eine museale und volkskundliche Sammlung mit Werkzeugen und Gegenständen des täglichen Bedarfs in Haus, Küche und Stall — und als beeindruckendster Abschluß die Bauernstube. Diese ist in Maßstab und Gestaltung getreu nachgebildet. Bei Führungen durch das Haus, die zumeist in der Bauernstube enden, kann man des öfteren beobachten, daß Männer, die im Untergeschoß und die Gänge entlang noch den Hut auf dem Kopf behielten, diesen abnehmen, während die Frauen fast zwangsläufig die Hände über der Schürze falten.

Von Anfang an fungierte als Träger ein eingeschriebener Verein, er arbeitet nach einer Satzung, die von den beteiligten Gruppen erarbeitet und von der Mitgliederversammlung angenommen worden ist. Mitglieder im Sinne der Satzung sind der Buno, das Land Baden-Württemberg als das Patenland der Donauschwaben und die Stadt Sindelfingen sowie fünf landsmannschaftliche Gruppen aus den drei Herkunftsländern der Donauschwaben. Der Vorstand besteht aus drei Mitgliedern, an dessen Spitze der Oberbürgermeister von Sindelfingen steht. Das Kassenwesen wird vom Stadtpfleger und die Geschäftsführung wird vom Leiter des Patenschaftsbüros versehen. Die Mitgliederversammlung setzt sich aus ordentlichen und beratenden Mitgliedern zusammen, der alle Stifter und Stiftergemeinschaften angehören.

Die bisher erwiesene Opferbereitschaft der Landsleute kann als unzweideutiger Beweis des Vertrauens diesem Unternehmen gegenüber betrachtet werden. Das Haus ist schuldenfrei und kann sich darüber hinaus einer dem Opfersinn unserer Menschen gemäßen Rücklage erfreuen. Die in den Jahren von 1968 bis heute eingeleitete Spendenaktion, die dank der Initiative zahlreicher Heimatortsgemeinschaften noch weitergeführt wird, kann sich — im Vergleich zu den Verhältnissen von damals und der Lage von heute, in der sich die Spender nach dem Verlust ihrer Habe befinden — durchaus mit den Sammelergebnissen für die Schulen und andere Gemeinschaftseinrichtungen in der alten Heimat messen.

Es war keinesfalls zum Nachteil dieses einmaligen Werkes, daß die öffentliche Hand, die sich an den kulturellen Bestrebungen nach wie vor beteiligt und diese nach der Lage der Dinge auch unterstützt, sich in der Satzung eine Sperrminoritätenklausel eingebaut hat, so daß an der Existenz weder von der einen noch von der anderen Seite gerüttelt

werden kann. Man hat sich aller bisherigen Erfahrungen an Beispielen anderer Art, auch mißlungener Versuche, bedient und das bestmögliche an Ergebnissen erzielt, das denkbar war.

Unabänderliches Ziel aber ist und bleibt: dieses Werk auf eine so gesunde Basis zu stellen, es so auszustatten und zu festigen, daß es über unsere Tage hinaus erhalten bleibt als das, wozu es von den Trägern und Initiatoren bestimmt worden ist. Es soll auch in fernerer Zukunft ein Hort donauschwäbischen Geistes, eine Erinnerungsstätte heimatlicher Sitte, des Brauchtums und eine Begegnungsstätte verständnisvoller und verständigungsbereiter Zeitgenossen sein, ob nun aus den Reihen der engeren Landsleute, ob von seiten der Altbürger unseres neuen Heimatbereiches oder auch — und das ohne jegliche Einschränkung — der ehemaligen Nachbarn aus allen ihren Völkerschaften.

Die vereinigten Nationen Europas und das Reich

Aus südostdeutschem Geschichtsbewußtsein

Von Wilhelm Seiwert h

Viele Millionen Deutsche wurden aus ihrer alten Heimat vertrieben. Ob das aus Haßgefühlen der Masse oder auf Entscheidung der Sieger im zweiten Weltkriege geschah, es ist jedenfalls auch ein Teil der Schuld und der Irrtümer, die zum Niedergang Europas und zur Minderung seines Einflusses in der Welt geführt haben. Die aus Südosteuropa verjagten Deutschen lebten vor 1918 im geschichtsmächtigen Österreich. In dieser Mischzone, wo die Völker eng miteinander verzahnt sind, war es das Reich, das alle Volkseigenarten anerkannt und sie auf höherer Ebene zu einem Ganzen zusammengefaßt hatte. In den schweren Jahrhunderten der Türkenkriege wirkte Österreich als Bollwerk des Abendlandes, die Siebenbürger Sachsen aber wehrten an dessen Rand mit ihren Festungen die östlichen Eindringlinge unter argen Verlusten immer wieder ab. Nachdem dann die Türken 1683 Wien zu erobern nicht vermochten, setzte ihre allmähliche Vertreibung aus dem Südosten ein, die Prinz Eugen vollzog. So ist Europa damals aus schwerster Gefahr gerettet worden.

Aus diesem von geschichtlichem Geschehen oft stark bewegten Raume, wo viele Generationen ihre Wesensprägung erfuhren, kamen die Südostdeutschen nach Deutschland. Ein Blick in ihre Vergangenheit soll uns lehren, sie richtig zu verstehen. Nach vierhundertjähriger Regierungszeit der Deutschen Kaiser, die aus der Mitte des Reichs (Ottonen, Salier und Hohenstaufen) stammten, wählten die Kurfürsten 1273 Graf Rudolf von Habsburg zum König. Damit begann — durch Verlegung der zentralen Gewalt ans Randgebiet des deutschen Volkes — der Aufstieg der ostdeutschen Territorien. Im Verlauf der nachfolgenden bedeutenden Geschichtsereignisse, der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges und im 18. Jahrhundert im Kampf um die Führung im Reich wuchs Österreich zur Großmacht, ohne den Rivalen Brandenburg-Preußen ausschalten zu können. Als Napoleon der Diktator Europas war, mußte Kaiser Franz II. 1806 die Römisch-Deutsche Kaiserkrone niederlegen und blieb nur noch Kaiser von Österreich. Mit den vereinten Kräften Europas wurde Napoleon, 1813—1815, geschlagen, aber in der Revolution von 1848/49 erschütterten die Ideen der französischen Revolution das Abendland aufs Neue. In Österreich erhoben sich die Madjaren gegen

die Habsburger, um ihre eigene Unabhängigkeit zu erlangen. Mit Hilfe der Russen wurden auch sie geschlagen. Doch der 1867 mit Ungarn geschlossene Ausgleich bedeutete bereits eine Beeinträchtigung des Reichscharakters. Denn die neuerworbene Staatlichkeit Ungarns war trotz der Berufung auf ihr tausendjähriges Heiliges Stefansreich nationalstaatlich bestimmt, die gegen die anderen Nationalitäten gerichtete Madjarisierungspolitik bezeugt es. Die nach Auflösung der Donaumonarchie 1918 entstandenen Nationalstaaten trieben hinsichtlich der Volksminderheiten genau dieselbe chauvinistische Politik, wie sie sie früher selbst erlitten hatten. Und schließlich trat 1945 der Kommunismus des Ostens die Erbschaft in Südosteuropa an.

Das Reich war also das Opfer mannigfaltiger Zersetzungstendenzen geworden. Die Sieger von 1918 schufen für den südöstlichen Raum keine sinnvolle und dauerhafte Neuordnung. Die Machthaber des letzten Halbjahrhunderts begriffen leider nie, daß in der Mitte Europas das Reich nötig war als Mittler zwischen Ost- und West, um Bestand und Einheit des Abendlandes zu sichern. Es muß freilich das wahre, und unserer Zeit gemäße Reich sein, dessen Grundgedanke durch tausend Jahre lebendig blieb in mehr oder weniger leuchtender Kraft trotz Hitlers zwölfjähriger Diktatur.

Der Begriff des Reiches wird von den Gegnern oft falsch verstanden oder böswillig interpretiert, als ob es sich da um Imperialismus (vom lateinischen Imperium abgeleitet) handelte, also um die Gewaltherrschaft von Wenigen. Das Reich aber wurde im Mittelalter als irdische Entsprechung der Vorstellung vom Gottesreich begriffen und behielt bis heute etwas von seinem sakralen Charakter. Es hat daher nichts mit Gewaltherrschaft zu tun; und es ist für die Deutschen die ihnen gemäße politische Rechtsordnung; die Freiheit mit Bindung, Persönlichkeit mit Gemeinschaft verknüpft und auf unversiegender Tradition beruht.

Um die Probleme der Gegenwart in ihren tieferen Zusammenhängen zu begreifen, bedarf es einer solchen Tradition, deren Grunderkenntnis darin besteht, daß die jetzt Lebenden das Volk nicht allein bilden, denn die Toten bleiben stets ihre Partner. Die Berücksichtigung der Leistungen und Irrtümer der Vergangenheit ermöglichen erst diese tiefere Schau der Gegenwart und der Zukunft.

Das Fazit der beiden Weltkriege ist die Zerstückelung Mitteleuropas und der durch den ganzen Erdteil gehende Riß. Die Ursachen dafür erwähnte ich eben; sie reichen weit zurück, bis ins frühe 19. Jahrhundert. Weil im Abendland, das lange die unbestrittene Führung der Welt innehatte, im Anfang des 20. Jahrhunderts das Verantwortungsgefühl für die Existenz des eigenen Kontinents erschüttert war, führten die schon vorher bestehenden Konflikte zur Katastrophe. Auf dem Berliner Kongreß 1878 konnte der Ausbruch des Krieges durch Regelungen auf dem Balkan noch verhindert werden. Dazu reichte 1914 die Kunst der Staatsmänner nicht mehr aus. Das Versagen der Sieger von 1918, die keine gültige Neuordnung schufen, wurde 1945 ganz offenkundig, weil Europa vor den nun in Aktion tretenden außereuropäischen Weltmächten in den Hintergrund weichen mußte. Freilich, das Bündnis zwischen Amerika und Sowjetrußland löste sich, als man auch im Westen die gefährliche Bedrohung aus dem Osten erkannte und damit der kalte Krieg begann. In die Arena der großen Mächte rückten später China vor und Indien. Dieser weltpolitische Szenenwechsel erfolgte als das Ergebnis der Selbstzerfleischung Europas. Ein Rückblick auf 1918 erinnerte auch daran, daß die Sieger dem klein gewordenen Österreich, das keine Aufgabe mehr in Südosteuropa zu erfüllen vermochte, verboten hatten sich an Deutschland anzuschließen — das war ebenfalls und ebenso ein Keim für den zweiten Weltkrieg wie die Nichteinhaltung der 14 Punkte des USA-Präsidenten Wilson bei den Friedensverträgen von 1919 — das Selbstbestimmungsrecht der Völker durfte für die Deutschen nicht gelten.

Symptomatisch dafür und für jene Zeit war der Ausspruch eines bedeutenden französischen Historikers, der in seinem Werk „Die Geschichte zweier Völker“, der Deutschen und der Franzosen, äußerte, nur das Europa sei lebenswert, dessen Mitte bloß aus deutschen Kleinstaaten bestehe. Die Epoche des im 17. Jahrhundert ohnmächtigen Römischen Reiches Deutscher Nation als Spielraum westlicher und östlicher Nachbarn gehörte zwar der Vergangenheit an, doch die Erinnerung daran war anscheinend noch nicht verblichen. 1945 sah der Morgenthauplan sogar die Verwandlung Deutschlands in einen Agrarstaat vor. Doch die Dynamik der Geschichte und wohl auch die Einsicht weiserer Staatsmänner folgte dieser Utopie nicht, sondern erkannte schließlich, daß Europa ohne ein gesundes industrialisiertes Deutschland nicht bestehen könne. Damit war der Anfang für die Einheit wenigstens Westeuropas gemacht.

Nachdem die in den ersten Jahren nach 1945 vorherrschende amerikanisch-russische Bipolarität vom multilateralen System der Mächte abgelöst war, ergab sich eine bessere Möglichkeit zur Entfaltung Europas. Während die Politik der Weltmächte, entsprechend ihren Ausmaßen, mehr expansiv ist, hat Westeuropa die innere Voraussetzung zu kräftiger Wirkung in der Bildung von Volkspersönlichkeiten mit staatsbildender Macht. Alte abendländische Kultur und Tradition weist auf diese Lebensgestaltung hin. Dem steht aber die andere, scheinbar entgegengesetzte Tendenz entgegen: die sicher nicht leichte Zusammenfassung verschiedener Staatsnationen zum europäischen Ganzen.

Keine neue Aufgabe! Es gab in der Vergangenheit Situationen, wo These und Antithese durch die schöpferische Synthese überwunden und fruchtbar gemacht werden mußten. Für die Lösung solcher Probleme stellte der große Denker des 15. Jahrhunderts Nicolaus von Kues das *Prinzip des „Coincidentia oppositorum“* (*Zusammenfall der Gegensätze*) auf. Für ihn war das Wesen alles Seins, wurzelnd in der Tradition des Reiches, ein religiös-politisches Gebilde und zwar die Erkenntnis des Eins-Seins in der Entfaltung von Stoff und Kraft, Sein und Dasein, der unendlichen Einheit in der Vielheit, also der Zusammenfall der aus der Einheit und Wesensgleichheit gefallenen Gegensätze. Diesen Dualismus — auch in den höchsten Sphären des Lebens — von Gott und Welt, Leib und Seele, Jenseits und Diesseits gilt es durch neue tiefere Erkenntnis und durch Glauben zu überwinden. Form und Gestalt müssen natürlich in jeder Epoche entsprechend den äußerlichen Gegebenheiten neu gefunden werden. Diese metaphysische Grunderkenntnis sollte man auch bei den Problemen der Gegenwart fruchtbar machen.

Außerdem kann ein zeitlich näher liegendes Modell, das alte Österreich, wie es bis 1848 bestand, bei der Gestaltung Westeuropas anregend wirken — nicht hinsichtlich der Organisationsformen, die immer zeit- und ortsgebunden sind; es wäre auch verfehlt, die Entwicklung von mehr als hundert Jahren nicht zu beachten. Aber Geist und Intuition, die es Österreich selbst nach 1848 ermöglichten, seine Völker zu einem größeren Ganzen zusammenzufügen, sollten bei der Vereinigung der Staatsnationen Westeuropas als schöpferische Beispiele nicht übersehen werden, auch wenn die welt-politische Machtlage diese Idee nur auf Westeuropa beschränkt.

So fragt sich nun, ob es diesbezüglich nicht auch langfristig, im Hinblick auf die Zukunft, eine Schau und bildhafte Vorstellungen für ganz Europa geben darf? Die Forderung nach *Wiedervereinigung aller Deutschen* wird immer wieder mit Recht gestellt werden; sie beruht auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, das man den Deutschen nicht vorenthalten darf, wenn man es allen Völkern und Stämmen in Asien und Afrika zugebilligt hat. Dasselbe gilt auch für die Völker Osteuropas, deren wahren Willen man erfragen muß.

Das für die Zukunft erschaute zukünftige Gesamteuropa, gleichsam das moderne Abendland, hat seinem Wesen nach mit Gewalt nichts gemein; es kann und wird nur errichtet im Geist der Anerkennung des unverfälschten Willens der Völker, der sich

auf Frieden und Verständigung richtet. Die Mitte aber wird aus geschichtlichen und geografischen Gründen das Reich der Deutschen sein in zeitentsprechender Gestalt, um seine alte friedliche Aufgabe als Mittler zwischen West und Ost zu erfüllen und allen Völkern zu dienen. Unser Kontinent bedarf, soll er sich zwischen den Mächten der Welt behaupten, der gegenseitigen Dienst- und Hilfsbereitschaft seiner Glieder und nicht fragwürdiger Diktaturen. Die an Abgründen wandelnde Gegenwart, die zur Katastrophe führen kann, benötigt dringend eine geistige, seelische und sittliche Erneuerung aus dem Kern der Volksseele. Durch die Synthese von Volkspersönlichkeit und europäischer Einheit im Westen könnte der Anfang dazu gemacht werden.

Die aus dem Südosten vertriebenen und ausgewanderten Deutschen bringen hierfür aus ihrer eigenen Geschichte ein besonderes Verständnis mit. Die heute verwirrte Jugend könnte Glauben, Willen und Vertrauen schöpfen zu einem sinnerfüllten Leben, wenn ihr das Zukunftsbild der möglichen besseren Welt veranschaulicht wird.

Die Reiche der Europäer

Zum 200jährigen Bestehen der USA

Von Heinrich Zillich

Vor 170 Jahren, am 6. August 1806, legte Franz II. die deutsche Kaiserwürde ab. Damit erlosch das *Heilige Römische Reich Deutscher Nation*, dessen Geburtsstunde der 23. Dezember des Jahres 800 war, als Papst Leo III. den Frankenkönig Karl den Großen, der alle deutschen Länder seinem Reich einverleibt hatte, in Rom zum Kaiser krönte. Dieses bis 919 als das Großfränkische bezeichnete Reich der Deutschen, dessen Idee sich auf die Gemeinschaft des Abendlandes und der Christenheit richtete und dessen Kaiser sich bis ins 18. Jahrhundert hinein als Gottes irdische Hand empfanden, dauerte 1006 Jahre.

Doch die Reichsidee blieb in den Herzen der Deutschen wach, führte 1815 zur Gründung des *Deutschen Bundes*, 1871 zum kleindeutschen *Zweiten Reich*, das, unter Hitler ideell verformt, bald nach 1933 als *Drittes großdeutsches Reich* Europa wieder bestimmte, 1945 aber von den fast 50 Staaten, gegen die es im 2. Weltkrieg rang, zerschlagen wurde.

Dennoch — auch heute wirkt die Reichsidee weiter in den gesamteuropäischen Bemühungen, dem seit 1945 aufgespaltenen Abendland eine neue Gestalt voll Macht und Ehre zu geben. Ein so zähes Fortleben des Reichsgedankens läßt sich nur aus dessen religiösem Kern erklären.

Die anderen Reiche der Europäer waren kurzlebiger. Das Makedonische *Alexanders des Großen* währte nicht viel länger als er, der mit 33 Jahren starb, obschon es kulturell noch lange nachblühte.

Das *weströmische, lateinische*, das man vom Ende des 1. Punischen Krieges, 241 v. Chr., an zählen darf, endete nach 717 Jahren am 22. August 476 n. Chr., — demnach heute genau vor einem und einem halben Jahrtausend — als Odoaker sich zum König der Germanen in Italien erhob.

Vom selben Tag ab kann man vom weströmischen, also vom *Byzantinischen Reich* sprechen, das nach 977 Jahren erlosch, als die Türken am 29. Mai 1453 Konstantinopel eroberten.

Das *englische Weltreich* wie das lateinische vorwiegend von Gesichtspunkten der Nützlichkeit bestimmt, vom Bestreben, die Pax Britannica wie einst die Pax Romana über die Menschenwelt als Ordnungsgesetz fruchtbar auszudehnen, begann in den ersten Ansätzen 1651 mit dem Erlaß der „Navigationsakte“, einer höchst umweltfeindlichen Anmaßung. Es setzte die äußerlichen europäischen Daseinsformen dank deren technischer Überlegenheit in Nordamerika, Afrika, Australien, teilweise in Asien, als Muster der Lebensführung durch. Diese die Erdteile umwandelnde Leistung entfaltet sich nun selbständig immer weiter. Das politische Reich der Briten löste sich aber auf, als es am 22. Februar 1947 durch die Verkündung der Unabhängigkeit Indiens den Verzicht auch auf seine meisten anderen Besitzungen außerhalb Europas aussprach, wonach sich Jahr um Jahr weitere seiner Kolonien von ihm lösten. Es bestand knapp 300 Jahre.

Der letzte Römisch-Deutsche Kaiser Franz II. hatte sich, von Napoleon bedrängt, schon 1804 auch zum Kaiser von Österreich ausrufen lassen als Franz I. Dieses *Kaisertum Österreich*, das reichhaft mehrere Völker zu umfassen wußte, verwandelte sich 1867 in den Doppelstaat *Österreich-Ungarn*, der vornehmlich an Ungarns Unfähigkeit, reichhaft zu sein, 1918 zerbrach, als seine Völker am Ende des 1. Weltkrieges von ihm abfielen beim letzten Ansturm der äußeren Feinde.

Rußlands Weg zur Großmacht begann mit der Abschüttelung des Tatarenjoches 1480. Seither breitet es sich aus, schon 596 Jahre lang und ab 1917 unter der marxistischen, religionsfeindlichen Ideologie als Diktator der Führerkaste der kommunistischen Partei über unfreie Untertanen. Es ist die größte noch bestehende Kolonialmacht und der Todfeind westlicher Lebenswürde.

Älter als das englische Weltreich wurden auch nicht die schon früher entstandenen Überseereiche der Spanier und Portugiesen in *Lateinamerika*. Weil die Eroberer dort durch Vermischung mit der Urbevölkerung, die weithin ihre Sprache annahm, sich zu einem neuen spanischen oder portugiesischem Volk umschmolzen, das seine Freiheit in einem Dutzend von Staaten im 19. Jahrhundert Madrid und Lissabon abtrotzte, blieb auch dieser Halberdteil der europäischen Kultur verhaftet. Das gilt in wohl geringerem Ausmaß ebenfalls für die holländischen Besitzungen in Übersee, die sich nach 1945 selbständig machen konnten und wo die holländische Sprache versiegen wird.

Frankreich, Westteil des Reichs Karls d. Gr., seit 911 selbständig, war nur kurz, im 17. Jahrhundert und dann unter Kaiser Napoleon (1804—1815), Europas Vormacht, ohne ein Reich errichten zu können. Seine Kolonien verlor es wie Holland und England.

In Nordamerika feierten dessen *Vereinigte Staaten* am 4. Juli, am Tag ihrer Unabhängigkeit von England, 1776, das 200jährige Bestehen. Heute der mächtigste Staat unserer Zeit, zugleich der mächtigste Schutz der abendländischen Welt gegen die kommunistische Bedrohung, entstand er aus der rücksichtslosen Kraft der weißen Eindringlinge, welche die indianische Urrasse fast ganz ausrotteten, aber mit solcher Grausamkeit und der Überzeugung, sich sogar Sklaven halten zu dürfen, ein kindliches Gott- und Selbstvertrauen verbanden. Ihre Sklaven fingen sie wie Tiere in Afrika ein. Die Gefährdung ihrer jetzigen Ordnung durch die Neger ist der Lohn des Schicksals dafür. Mit erstaunlicher Naivität glauben die Amerikaner immer wieder, sie seien berufen, der Welt die Freiheit zu bringen und über andere Völker zu richten. Die bösen Auswirkungen zweier Weltkriege gehören zum Teil auf das Schuldkonto der Nordamerikaner, die aber trotzdem auch Lob verdienen für ihre Hilfsbereitschaft gegenüber den von ihnen Besiegten. An ihnen kann man, weil es sich vor unseren Augen abspielt, unmittelbar erkennen, wie sich große Machtgebilde aus Gutem und Argem aufbauen, wobei zu unserem Glück dieses Reich bejaht werden kann, weil es eben doch aus abendländischem Geist und dessen religiöser und ethischer Tiefe hervorwuchs.

Vasile und das große Los

Von Georg Drozdowski

Mit zwölf Jahren hatte Vasile am Bau des Herrenhauses mitgeholfen, hatte Ziegel getragen, wohl auch Mörtel gemischt, und mit offenen Munde dem Wachsen des Schlosses zugesehen, das eine feudale, wenn auch materiell unangebrachte Laune mitten in den Wald gestellt hatte. Terrasse und Turm und Zinnenkranz — oh, es gab viel zu schauen für Vasile Palamar, der irgendwo in einem Dorf der Bukowina den ersten Schrei ins Leben geschickt hatte. Dann war Vasile, brav und arbeitsam wie die Bauern jenes Landstrichs die Fortschrittleiter emporgeklettert und zu ihm Erreichbaren aufgestiegen: von den Schweinen zu den Rindern und von diesen zu den Pferden. Und zuletzt hatte er, Krönung seines Lebens, den Kammerdiener erreicht. Jetzt trug er das lange Bauernhaar zu einem Knödel gedreht am Hinterkopf, und nur am Sonntag, wenn er auf ein paar Stunden für einen Schwatz das Dorf aufsuchte, löste er es wieder und ließ es auf die Schultern fallen, einer von ihnen, die sich da bei Trunk oder zuweilen auch Tanz ihres einfachen Seins freuten. Im Schlosse aber trug er sich schwarz; sein Anzug hatte Silberknöpfe, und mit weißen Zwirnhandschuhen an den verarbeiteten Händen oblag er der Tätigkeit in einer Welt, die ihm zu Beginn so fremd geschienen, die er aber nun, mit ihr vertraut, von Stunde zu Stunde lieber gewann.

So war Vasile in jenes Alter gekommen, von dem es heißt, es sei die Grenze unseres Lebens, das da „währet siebenzig Jahr und, wenn's hoch kommt, einiges darüber“, doch vermochte er noch immer mit Treue und Sorgfalt seinen Dienst zu versehen, bei Tisch zu servieren, Silber und Porzellan zu putzen und auf leisen behutsamen Sohlen über das Parkett des vielräumigen Hauses zu gleiten.

Einen Fehler aber hatte er: er war Analphabet.

Zwar hatte sein Herr alle erdenklichen Mühen darangesetzt, ihm Schreiben und Lesen beizubringen, hatte sogar, wie es in jenen Jahren um 1900 durchaus nicht ungewöhnlich, mit der Reitpeitsche nachgeholfen, aber Vasile war einfach entlaufen und hatte geschworen, nie wiederzukehren, würde man ihn mit dem „Teufelszeug“ (damit waren Tinte und Feder gemeint) nicht in Ruhe lassen. So waren ihm nur die Ziffern ein wenig bekannt geworden, und den Namen konnte er auch noch irgendwie malen, wiewohl er es vorzog, ihn durch drei ungelenke Kreuze zu ersetzen.

Es war Frühling geworden. Alles, was dieser Jahreszeit mit Recht oder Unrecht nachgesagt wird, stellte sich ein: Sonne, Wärme, Zephyr, Knospen, Flieger, Katzenlied, Hundesehnsucht und menschliche Liebesgeneigtheit — da trat Vasile nach respektvollem Poch in das Arbeitszimmer seines Herrn (es war nun schon der dritte, dem Vasile in der Geschlechterfolge zu dienen verstand).

„Junger Herr, ich will — verzeihen Sie mir, daß ich es sage, — wenn es mir auch immer gut gegangen ist und ich wie ein Kind im Haus gehalten worden bin, — ich will fort!“

„Mensch, Vasile, ja was zum Kuckuck ist in dich gefahren, daß du mich verlassen willst?“

„Bitte, lassen Sie mich gehen, junger Herr! Ich kann nicht länger bleiben, — ich muß — ich will — ich ...“

Vasile stockte in seiner ohnehin stotternden Rede und zog verlegen an den Fingern, daß die Gelenke knackten. Es bedurfte gütigen Zuredens, aus ihm herauszubekommen, was ihn zu diesem Entschluß bewogen hatte; dann aber erzählte er in seiner umständ-

lichen und weitschweifigen Art, er habe in der Lotterie gewonnen. Hunderttausend, o ein Vermögen, das einer nicht so leicht zählen konnte. Erst habe er gelacht und gefragt, was man wohl mit dem Geld anfangen könnte, aber dann habe er gehört, daß doch dafür Haus und Hof und Acker zu haben wären, und er, als Bauer — die Scholle, die eigene Scholle und so — der Herr müsse doch verstehen! Kurzum, er wolle fort.

Der Herr war wie aus den Wolken gefallen vor Verwunderung. Vasile und Besitz? Hunderttausend? Er, der nie auf einen Heller Wert gelegt hatte und der einfach den Lohn seiner versoffenen Schwester auszahlen ließ, drüben im Moldauischen! Er, dem Geld das Nichtigste von der Welt schien, weil er ja alles hatte: Obdach, Wärme, Nahrung und Kleid — nun war er ein reicher Mann, ein „Bogatasch“, und wollte den alten ureingeprägten Bauerntraum in Erfüllung gehen sehen: er wollte ein Stück Erde, und war doch alt, 72 Jahre, ohne Familie, ohne Leibeserben. Und auch die saufende Schwester war ledig geblieben und auch sonst kinderlos und würde sich wohl noch vor ihm in den Sarg trinken.

„Wie bist du zu dem Los gekommen, Vasile?“

„Conu Jancu hat es mir geschenkt!“

Conu Jancu — das war verdächtig. Dieser Gutsnachbar liebte die üblen und unbesonnenen Scherze, nahm keinen und nichts ernst und trieb seinen Unfug, sooft sich die Gelegenheit bot. Überdies war er keiner von jenen, die mit Geschenken um sich warfen; eher das Gegenteil.

„Stimmt aber auch alles, Vasile?“

„Hier, gnädiger Herr!“ Er zog eine Ziehungsliste aus der Tasche und einen Zettel, auf dem eine Nummer stand.

„7345 — die Nummer, sehen Sie nur selbst, junger Herr!“ Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Das Los habe ich gut versteckt, daß keiner dazu kann!“

Der Gutsherr mußte unwillkürlich lächeln. Er sah auf den Zettel und sah in die Liste. Die Nummer stimmte; mit einem Gewinn von 100 000 Kronen war sie ausgewiesen.

„Also gut, Vasile, ich halte dich nicht. Ich bin der Letzte, der dir im Wege stehen würde, und ich möchte nicht in dein Leben eingreifen, von dem du treu und ehrlich sechzig Jahre meiner Familie und mir geopfert hast. Aber eins sollst du wissen: Dein Zimmer steht immer für dich bereit. Du kannst kommen, wann du willst, — du sollst mir willkommen sein! und nun — mit Gott!“

„Mit Gott, junger Herr!“ Vasile träufelte bittere Tränen auf die ihm gebotene Hand, als er sie küßte. Denn er war noch ein Bauer von jenem alten Schlag, dem es Bedürfnis war, in fast kindlicher Ergebenheit die Hand zu küssen, die ihm das Brot gegeben, einer jener Biedermänner, die sich zu entschuldigenden pflegten, wenn sie ein unreines Wort, „Schwein“ etwa, in den Mund nehmen mußten.

Eine Woche war nichts von Vasile zu hören. Dann war er plötzlich wieder da. Seine Augen waren hohl; Fieber saß in ihnen. Wirre Gesten ließen seine Hände zuckende Bewegungen vollführen, und die Worte waren heiser, mit denen er bat, wieder aufgenommen zu werden. Er war willkommen. Keine Frage nach Warum und Wie suchte ihn heim. Ein Händedruck. Vasiles Zimmer war bereit.

Am anderen Morgen stürmte es und ein dichter kalter Regen fiel, als hätte es den Frühling gereut, ins Land gezogen zu sein. Vasile war nicht zu erblicken. Er schämt sich vielleicht, dachte man und hatte Verständnis für sein Verhalten, ohne Näheres zu wissen. Aber es wurde zehn und halb elf, und als es auf Mittag ging, trieb die Unruhe die Hausbewohner zu Vasiles Tür. Vielleicht hatte ihm die Aufregung geschadet, dem alten Mann, und er bedurfte der Hilfe.

Ich war damals Gast auf dem Hofe, und der Gutsherr bat mich um meine Begleitung, als wir zu dem kleinen Turmzimmer gingen, darin Vasile ein halbes Jahrhundert

verbracht hatte. Die Tür war unverschlossen, doch gab es einigen Widerstand, als wir sie aufstoßen wollten. Ein wenig Kraftanwendung beseitigte das Hindernis. Wir öffneten. An der Türschnalle hatte sich Vasile mit seinem Hosenriemen erhängt.

Alles wurde versucht, ihn zu erwecken. Er blieb stumm und seine Augen gebrochen.

Auf dem kleinen wackeligen Tisch stand ein Kreuz und ein Blumenbüschel davor. Vasile hatte wohl lange gebetet und Gott um Vergebung für eine Tat angefleht, die Sünde war. Die Schlüssel, die Vasile anvertraut waren, lagen auf einem bunten Schein. Es war ein Viertellos der Staatslotterie.

Der Gutsherr sah es an. Ich merkte, wie er zusammenzuckte. Stumm reichte er mir das Papier.

Da stand die gewinnbringende Nummer 7345. Das Datum des Loses aber lag eine Klasse zurück. Es war ein Los, das in der vorletzten Lotterie gespielt hatte. Conu Jancu hatte den dümmsten Witz seines Lebens gemacht und einen Ehrenmann um das Seine gebracht.

Armer Vasile, der in der Spitze des kleinen Fingers mehr wert war als Conu Jancu im ewig grinsenden Schädel.

Zur ostdeutschen Musikpflege

Von Kurt Schebesch

Ziel dieser Ausführungen ist es nicht, Rezepte für die Alltagsarbeit der ostdeutschen Chöre zu geben, sondern den Hintergrund und das Fundament dieser Arbeit aufzuzeigen, wie sie sich aus persönlicher Sicht darstellen.

Der § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) kann als bekannt vorausgesetzt werden: Er verpflichtet Bund und Länder insbesondere, das Kulturgut der Vertriebenen und der Vertreibungsgebiete zu sammeln, zu sichern, auszuwerten und weiterzuentwickeln.

Die öffentliche Hand kann diese Aufgaben allein nicht durchführen, dazu fehlt es an Sachkenntnis und anderen Voraussetzungen. Ihre natürlichen „Verbündeten“ sind daher jene Persönlichkeiten, Verbände, Organisationen und Institutionen, die gleichgerichtete Interessen haben. Leider rekrutieren sich die „Verbündeten“ nicht aus der Gesamtgesellschaft, sondern größtenteils aus den Vertriebenen und Flüchtlingen. Das markiert zugleich den Hintergrund und das Fundament der Arbeit: Beide sind, angesichts der Bedeutung dieser Kulturarbeit, viel zu begrenzt und zu schmal. Das wiederum wird in ihrer begrenzten Wirkung auf die breite Öffentlichkeit augenfällig. Hintergrund dieses Sachverhaltes ist die Tatsache, daß die Kulturarbeit nach § 96 BVFG ursprünglich auf der Grundlage eines vermeintlichen politischen Provisoriums konzipiert wurde; durch Wiedervereinigung und Rückkehr in die alte Heimat innerhalb absehbarer Zeit würde das Problem seine Erledigung finden und der „gewachsene Kulturraum“ wieder zur Verfügung stehen, meinte man damals. Es war daher ganz natürlich, daß man jene Menschen, Verbände, Organisationen und Institutionen als prädestinierte Träger der Arbeit erachtete, um deren ureigenes Kulturgut es sich handelte. Man hielt es deshalb — und auch angesichts der vordringlichsten Existenzsorgen der Gesamtbevölkerung — nicht für entscheidend, diese Aufgabe als eine des gesamten deutschen Volkes bewußt zu machen. — Die politische Entwicklung verlief jedoch anders als

erwartet, und die negativen Auswirkungen jener ursprünglichen Weichenstellung auf die Kulturarbeit nach § 96 BVFL sind wohl nicht mehr zu beseitigen.

Im Bereich der Musik arbeitet der Ressortminister für die Vertriebenen und Flüchtlinge in Nordrhein-Westfalen mit Persönlichkeiten und Einrichtungen zusammen, die entweder: a) wissenschaftlich und forschend, b) schöpferisch oder c) interpretierend tätig sind.

Zu a) seien als Beispiel kurz genannt:

Prof. Feldmann, Hamburg, Leiter der Fachstelle für Musikgeschichte des Herder-Forschungsrates; Herausgeber der Sammelbände „Musik des Ostens“; Sammlung und Verkartung ostdeutscher, vorzugsweise schlesischer Musik früherer Jahrhunderte; übergab sein Material inzwischen dem Institut für ostdeutsche Musik in Bensberg.

Dr. Simbriger, Regensburg: Sammlung und Katalogisierung von Werken zeitgenössischer Komponisten der deutschen Ostgebiete; veröffentlichte 6 Bände eines Werk- und Standardkataloges mit biographischen Angaben und arbeitete mit dem Institut in Bensberg eng zusammen. Leider starb er am 16. Juli dieses Jahres.

OStR. a. D. Hobinka, Wetzlar: Sammlung ost- und auslandsdeutschen Liedgutes; arbeitet ebenfalls mit dem Bensberger Institut zusammen.

Prof. Speer, leitet das Institut für ostdeutsche Musik in Bensberg, das ist die bundesweit einmalige Zentralstelle für die Erfassung, Auswertung und Fortentwicklung der ostdeutschen Musik. Ein Standortkatalog mit insgesamt hunderttausend Titeln ist in Vorbereitung. Es geht hier um die Zurverfügungstellung von Material an Forschung und Wissenschaft, an Musikschaffende und interpretierende Künstler, Chöre u. a. mit dem Ziel der Bewußtmachung, Pflege und Fortentwicklung dieses wichtigen Teiles deutscher Gesamtkultur.

Zu b) die Zusammenarbeit mit ost- und mitteldeutschen Musikschaffenden konnte in den letzten Jahren intensiviert werden, ist aber noch ausbaufähig. Vielleicht kann man sagen, daß sich die ost- und mitteldeutschen Komponisten vergleichsweise eher „freigeschwommen“ haben als ihre Kollegen anderer Kunstdisziplinen. Das mag daran liegen, daß sich Musik (außer dem Volkslied) möglicherweise eher der Heimatverbundenheit und landsmannschaftlichen Lokalisierung entzieht als sonstige Kunstgattungen, und daß daher die Eingliederung dieses Personenkreises leichter gelingt.

Zu c) hinsichtlich der Zusammenarbeit mit Interpretierenden ist zu differenzieren: Künstler der Instrumental- und Vokalmusik haben im allgemeinen eine finanzielle Förderung nur in Ausnahmefällen nötig; Chöre und Blaskapellen kommen ohne finanzielle Unterstützung gewöhnlich nicht aus.

Warum eigentlich sind ost- und mitteldeutsche Chöre und Musikkapellen heute, nach bald 30 Jahren finanzieller Förderung, immer noch unterstützungsbedürftig? Eine ebenso legitime wie notwendige Frage. Kann man aus dieser Tatsache folgern, daß es sich hier um ein Integrationsproblem handelt, das bisher weder von den Vertriebenen und Flüchtlingen noch von der einheimischen Bevölkerung aufgearbeitet werden konnte?

Liegt es am geringen Interesse der Öffentlichkeit? Warum ist, was diese Chöre und Musikkapellen tun, heute in der breiten Öffentlichkeit so wenig gefragt? Etwa infolge Überstrapazierung dieser Art Musik während der bewußten zwölf Jahre, was Trauma und Sättigung ausgelöst hat? Oder infolge der Verächtlichmachung und Überfremdung unserer eigenständigen Musik in den letzten dreißig Jahren? Oder infolge der Geringschätzung der Laienkunst und des Trends nach Höchstleistung, sowie des Anspruchs darauf? Infolge des Angebots durch Radio und Fernsehen? Infolge weitverbreiteter Bequemlichkeit? Oder macht sich hier immer noch ein Effekt der Heimatlosigkeit in einem Mangel an Verwurzelung, an materieller Substanz, an privaten Förderern und Verbindungen bemerkbar?

Sicher wirken alle diese Gründe mit und vielleicht gibt es weitere, die es erforderlich machen, die ost- und mitteldeutschen Chöre und Musikkapellen finanziell zu unterstützen.

Warum aber sind Chöre noch förderungswürdig, wenn die Öffentlichkeit so wenig Notiz von ihnen nimmt?

Sie singen. Der Mensch singt aus Freude, Trauer, Liebe, Sehnsucht, einfach aus Bedürfnis oder zur Geselligkeit, zur Stärkung des Gemeinschaftsbewußtseins. Eigentlich

tut der Singvogel das auch, ohne daß jemand es förderungswürdig oder gar als Kulturleistung bewertet hätte.

Kann Singen also nur als Hobby, Freizeitbeschäftigung, Geselligkeit bewertet werden? Wäre es nichts als dies, so wäre schon jeder Aufwand gerechtfertigt, denn es ist ein in jeder Beziehung zu begrüßendes Hobby, eine Freizeitbeschäftigung und Geselligkeit, die weit über vielen anderen stünde.

Singen zur eigenen und zu anderer Freude ist ein Recht, und verdient deshalb beachtet und gefördert zu werden.

Ohne dem einzelnen Sänger etwas unterstellen zu wollen, was unrealistisch wäre, scheint seinem Tun (wenn auch nicht in jedem Fall) noch etwas zugrunde zu liegen, was hier erwähnt zu werden verdient. Wir leben in einer Zeit der Vermassung und Nivellierung — das ist unbestreitbar. Wir leben zugleich auch in einer Zeit der Vereinzelung und Vereinsamung.

Diese beiden Tendenzen lösen Wechselwirkungen aus. So fällt, wer sich der Vermassung und Nivellierung entzieht, der Vereinzelung anheim. Die Folge ist Vereinsamung. Die wenigsten Menschen sind aber bereit und fähig, in dieser Lage zu leben. Sie suchen daher Anschluß und Gemeinschaft. Die Anspruchsvollen unter ihnen, denen die Theke oder andere Umschlagplätze meist platter Geselligkeit nicht genügen, tun daher etwas anderes, etwas was sie für sinnvoll halten; sinnvoll von der Tätigkeit und von dem Bedürfnis nach Gemeinschaft her. Dazu gehört das Chorsingen. Der Chorsänger aber erweist zugleich sich und der natürlichen Gliederung seiner Gesellschaft einen Dienst, denn er entgeht der Vermassung und wirkt ihr entgegen, indem er Gemeinschaft ohne Vermassung praktiziert und demonstriert.

Kann Singen dennoch als Verpflichtung aufgefaßt werden?

Man kann es als solche auffassen, schon aufgrund des vorhin Gesagten, dann aber besonders deswegen, weil sich der Sänger von dem Bewußtsein leiten läßt, an Traditionen, auch des Singens, festhalten zu sollen; durch Pflege des vielfältigen stammesmäßig geprägten Liedgutes einen der kulturellen Aufträge der deutschen Kulturnation fördern zu helfen; Grenzen zwischen uns und unseren Landsleuten außerhalb Westdeutschlands überwinden zu helfen, und ihnen zugleich unsere Zusammengehörigkeit zu bekunden; Grenzen zwischen uns und unseren Nachbarn überbrücken zu helfen; unsere Eigenart und Identität zu dokumentieren, zugleich auch unsere Zugehörigkeit zu den europäisch geprägten Völkern; schließlich dies alles in einer Ausdrucksweise zu tun, die überall in der Welt verstanden werden kann.

Sind das nicht Gründe genug, Singen als Verpflichtung aufzufassen und daher zu pflegen?

Es gibt darüber hinaus — so scheint es — zumindest noch einen triftigen Grund, das Singen für wichtig zu halten und ernst zu nehmen: *die Sprache*.

Geben wir uns doch Rechenschaft, wie heute die deutsche Sprache mißhandelt wird! Wer will, kann sich damit trösten, daß dies nichts Neues sei. In der Tat war die französische Sprache mitunter — seit dem Westfälischen Frieden von 1648 bis ins 19. Jahrhundert — in deutschen Ländern Amtssprache, und in Kreisen des Adels und der Bildungsschicht oft auch Umgangssprache. Der Preußenkönig Friedrich d. Gr. z. B. soll nur mangelhaft deutsch gesprochen haben. Das galt jedoch nicht als Mangel.

Viele der Älteren unter uns werden sich erinnern, daß unsere Urgroß- und Großeltern als humanistisch Gebildete oft mit lateinischen Sprüchen geprunkt und damit ihre Bildung zu beweisen versucht haben. Sowohl die französische als auch die lateinische „Ära“ hat die deutsche Sprache ohne bleibenden Schaden überstanden. Manches wurde eingedeutscht und gilt als unentbehrlich.

Heute stecken wir mitten drin in der englischen „Ära“, die es uns leicht macht oder nahelegt, die deutsche Sprache durch englische Einstreusel zu verhunzen. Und das tun wir — wie gewöhnlich — mit deutscher Gründlichkeit. Diese Erscheinung scheint allerdings nicht etwa ein besonderes Merkmal des deutschen Sprachraumes zu sein; selbst die französische Sprache wird von „Anglizismen“ überwuchert. Der wachsame, sprachbewußte französische Staatspräsident hat daher allen öffentlichen Dienststellen untersagt, im amtlichen Schriftverkehr Fremdwörter zu gebrauchen. Das Verbot gilt selbst für Rundfunk, Fernsehen und Werbung. Auch alle fremdsprachigen Beschriftungen bei Behörden und Firmen auf Straßen und Plätzen müssen verschwinden. Bei uns hört man nichts von solchen Regelungen zum Schutze der deutschen Sprache.

Die Sprache als wichtigstes Verständigungsmittel ist jedoch zugleich das wichtigste Ausdrucksmittel völkischer Eigenart und Persönlichkeit und Prägemitte! gemeinsamer Geisteshaltung.

Wieder sind es oft Angehörige der sogenannten höheren Schichten, Intellektuelle oder auch Gedankenlose, die durch Bastardierung der deutschen Sprache Bildung zu dokumentieren versuchen, oder so tun, als ließe sich lediglich unter Zuhilfenahme recht vieler Fremdwörter deutsch das sagen, was man sagen will.

Angesichts dieser Sachlage könnten wir uns damit trösten, daß es diesmal möglicherweise nicht wieder zweihundert Jahre dauert, bis die Deutschen sich auf ihre Sprache besinnen. Es ist aber zu befürchten, daß es in unserer schnell-lebigen Zeit noch nicht einmal mehr als eine weitere Generation dauern dürfte, bis das Deutsche vielleicht endgültig zu einer Art angelsächsischen Slangs geworden ist. Das könnte heute, im Zeitalter drohender Vermassung, zu einer Vermischung und Vermischung der deutschen Ausdrucksweise führen, die letztlich nicht nur die Konturen, Inhalte und das Niveau deutscher Kultur, sondern auch den Reichtum europäischer Kulturvielfalt beeinträchtigt. Wäre aber dieser Preis nicht doch zu hoch für die Sprachschlamperei einer oder zweier Generationen, wenn dadurch solcher Schaden angerichtet wird?

Ein Umdenken und die Wende ist allerdings nicht von Wissenschaftlern und Gebildeten schlechthin, leider auch nicht von jenen zu erwarten, deren Beruf mit dem Wort und dem Schreiben zusammenhängt. Gerade diese sind es bisweilen, die am häufigsten und — wie es scheint — bewußt jene natürlichen Schranken mißachten und einreißen, die jede Sprache zu ihrem Schutz nötig hat.

Auch von den Lehrern wird Besinnung und Umkehr voraussichtlich nicht kommen. Es sind allein die *Sprachbewußten im deutschen Volk*, unabhängig von ihrem beruflichen oder sozialen Standort, die noch hoffen lassen. Daß es sie immer weniger gibt, ist wohl unbestreitbar. Das, worauf hier hingewiesen wird, hat jedoch nichts mit Nationalismus zu tun. Es bedeutet schlicht und einfach: Sprich deutsch, wenn du deutsch sprichst; sprich englisch, wenn du englisch sprichst. Zu den Sprachschützern, ob bewußt oder unbewußt, gehören zweifellos auch jene Menschen, die das deutsche Chorlied und damit zugleich die deutsche Sprache pflegen, mögen sie dies als Hobby oder Verpflichtung auffassen.

Auch deshalb haben die ost- und mitteldeutschen Chöre nach wie vor eine wichtige Aufgabe in der deutschen Kulturlandschaft zu erfüllen, und sollten weiterhin nach Kräften gefördert werden.



Die Reinheit der Sprache, Rede und Schrift besteht darin, daß sowohl die Worte und Redensarten deutsch klingen, als auch darin, daß die Sprachkunst (Grammatik) gebührend beachtet werde.

Gottfried Wilhelm Leibniz. 1697

Die Martinsgans

Eine Geschichte aus dem früheren Banat

Von Lotte Wilhelm

Wind war aufgesprungen. Urplötzlich. Von Westen her fuhr er durchs Land. Grün-gelbe Wolken jagte er über den Himmel.

Das Wasser kräuselte sich zu gischtigen Gebilden. Verschreckt stob das Geflügel ins Rohr. Aber Hausenten und Hausgänse fühlten sich nicht wohl dort, sie flatterten auf und suchten das Ufer.

Bei Floare Bumbu hatte der Wind beide Torflügel aufgerissen. So konnten die Gänse unbehindert in den Hof und in ihren Verschlag. Sofort war die Frau dabei, sie einzuschließen. Vorher wollte sie jedoch wissen, ob keine fehle. Sie zählte die Gänse, als diese eine nach der andern im Verschlag verschwanden. Drinnen zählte sie noch einmal. Eine zuviel.

Ihr Mann hatte indes die Pferde mit Stroh versorgt und mit festem Griff die Stalltür verriegelt.

„Eine zuviel“, sagte sie ihm.

„Hast dich wohl selbst mitgezählt?“

„Zähle du, Besserwisser!“, giftete sie ihn an.

Floare bückte sich, kroch in den Verschlag. Die Gänse hatten sich beruhigt und saßen rundum. Er zählte, zählte. Richtig, dreizehn!

„Florica“, gestand er kleinlaut, „hast recht, es ist eine zuviel“.

Sie funkelte: „Keine Gans, ein Gänserich!“

Sie waren nun quitt.

Ihm fiel ein, daß er das Dach noch nicht betrachtet hatte; er tat es nach jedem Unwetter. Das hatte er von seinem Bauern gelernt, bei dem er sieben Jahre lang Knecht war. Er klomm die Leiter hinan, tastete sich durch das Dunkel des Aufbodens und hielt Ausschau nach Lücken. Ein Stein fiel ihm vom Herzen: keine helle Spalte war zu sehen. Das Schilf hatte dicht gehalten.

Der Sturm hatte sich schlafen gelegt. Blank war der Himmel und mondhell. Es war so still im Dorf, daß man den Atem der Bäume hören konnte. Floare war dankbar dafür, daß ihm das Wetter nichts Böses angetan hatte. Ja, es hatte ihm sogar eine Gans beschert. Der Gedanke daran stimmte ihn heiter. Er war abergläubisch. Doch dies schien ihm ein gutes Vorzeichen zu sein.

Die Gans war das Abendgespräch zwischen Floare und Florica. Wem mochte sie gehören? Warum hatte sie ihre eigene Schar verlassen? Vielleicht waren die andern von einem stürzenden Baum erschlagen worden? Vielleicht hatte jemand sie in seinen Stall getrieben?

Was sollten sie nun morgen tun?

Mitten in der Nacht erwachte Floare.

Hatte eine Gans geschrien?

Er horchte lange. Vielleicht hatte er nur geträumt. Er stieß Florica an: „Du, die Gans ist uns geschickt! Ich habe soeben bedacht, daß es auf Martini geht. Du weißt, ich habe beschlossen, den Bauern zu seinem Namenstag zu beglückwünschen. Ja, und zu seinem Feldkauf. Einen besseren Boden als im ‚Schwarzen Mann‘ gibt es nicht mehr. Dem Bauern bring ich die Gans!“

„So?“, hauchte sie.